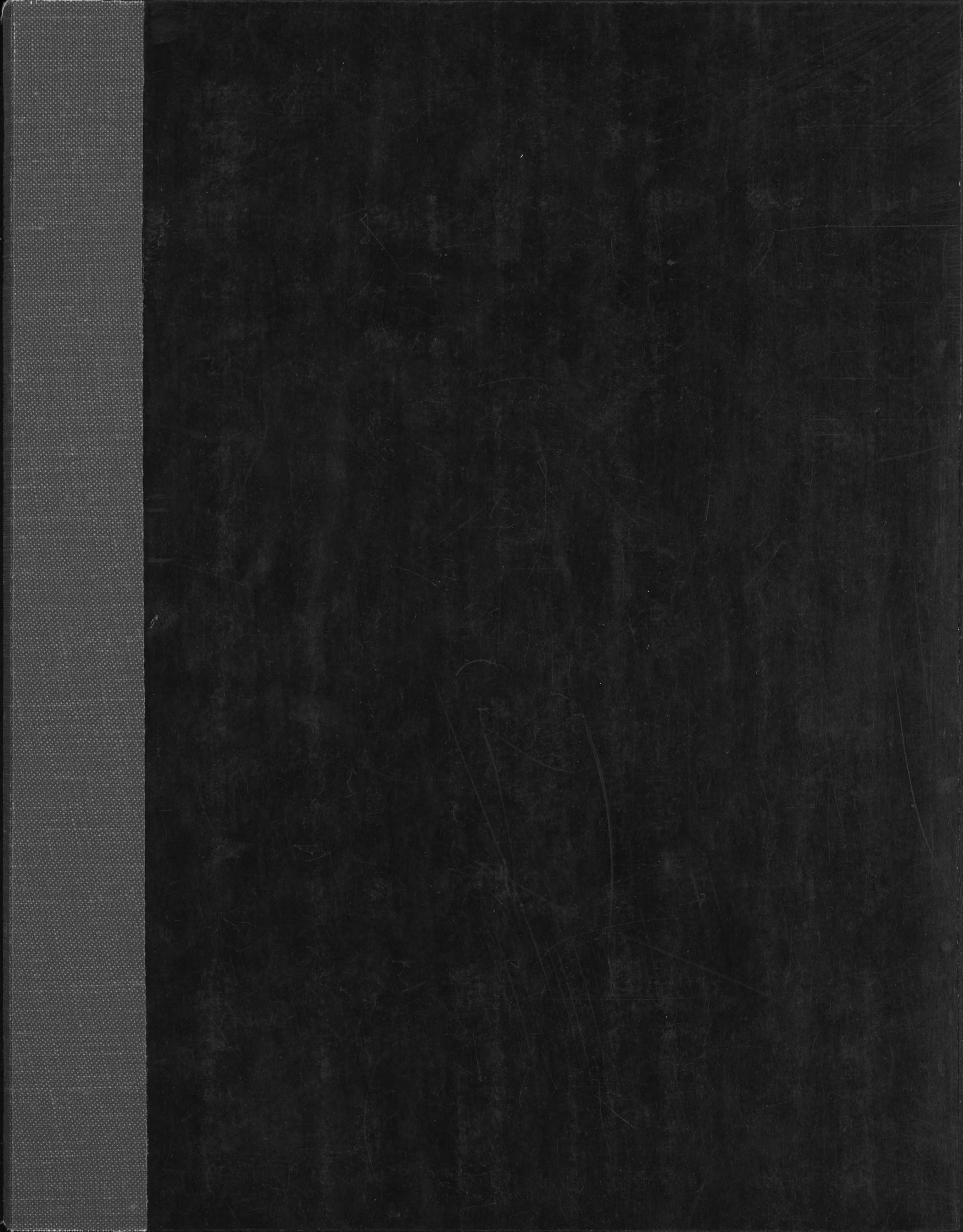




DER MARIENBOTE

Oktober 1959

Meditation vor dem Kirchenportal

Wer bin ich, mein Gott? Wo ist die Türe, durch die ich in diese Kirche eintreten darf, die Türe für deine unredlichen Knechte? Was bin ich, wenn die Gnade durch die fünf Wunden mich anblickt und misst, mich, dessen Blut nur unter dem Panzer einer Haut pulst, die niemals noch von Dornen geritzt wurde? Jener Fromme, den ich voll Verlangen nach dir so eilig durch die Pforte treten sah, dieser glückliche Christ, zweifellos hat er das Recht zur Fahrt nach dem Lande des Lichts auf der Eucharistie erworben. Er ist von zu Hause fortgegangen, und was ist der Schnee gegen die weisse Rose seiner Seele? Er ist angekommen. Er ist eingetreten. Mit dem Weihwasser hat er über sich das Zeichen des Kreuzes gemacht. Aber hat er damit das Leiden Christi auf sich genommen? Gewiss, denn sonst hätte er die Kirche wohl sofort wieder verlassen; er hätte die paar Schritte nicht machen können, ohne sich von dem stummen Vorwurf der Gewölbe vernichtet zu fühlen.

O Gott, mein Gott, schaffe mir dieses offene Herz! Wenn ich auch leiden muss, kehre dich nicht an mein Sträuben, mache jenen Christen aus mir, den das Evangelium seit Jahren erwartet, der gleich einem schemelhaften Segler durch das Leben gleitet, den Bug nach dem durchbohrten Herzen Mariens, der Mutter, gerichtet. Gib, dass ich die Kraft finde, aufzubrechen, von mir selbst weg und zu dir zu kommen, dass ich das Ausüben der Freiheit dem der Unbeschwertheit, die göttliche Liebe den Kniebeugen und den Kampf gegen die Ketten des Menschen dem Paradise, das den Friedfertigen verheissen ist, vorziehe und endlich geboren werde.

Aus dem Buch "Menschen suchen Gott" von M. A. Barth.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

28. Jahrgang — Oktober 1959, Battleford, Sask. — No. 1

Dies und Das

Gebetsmeinungen der Kirche Die Weltkirche Jesu Christi besteht aus Menschen, die, hineingetauft in Christus, sakramental einen Leib mit dem Herrn bilden. Und dieser Leib, dessen Haupt der menschgewordene Gottessohn selbst ist, lebt und wirkt hier auf Erden. Er lebt, wie Christus selbst einmal auf Erden im Fleische unter uns gelebt, gekämpft, gebetet, gelitten, und durch blutendes Sterben hindurch zur Herrlichkeit der Auferstehung schritt. Das war Sein Weg zu unserer Erlösung.

Im Mariengebet "Salve Regina" nennen wir die Erde ein Tal der Tränen. Wie sehr sie es ist, brauchen wir nicht erst zu beschreiben. Jeder hat genügend der Lasten und Tränen. Unser ganzes Leben lang werden wir belehrt, daß es Mühsale gibt und Jammer.

Ein Tal der Tränen ist die Erde. Sie ist aber auch ein Tal der Sünde, der Schuld und selbst der gewollten Bosheit. Alle sind wir an der Sünde der Welt beteiligt, und alle sind wir beladen mit ihrer Schuld. Und jeder von uns weiß auch von der gewollten, geplanten Bosheit, mit der die Welt der Kirche Jesu Christi hassend und zerstörend gegenüber steht. Wer sich nur etwas umschaut, versteht schon, warum es heißt, daß wir hier in dieser Welt der "streitenden Kirche" angehören, und warum es auch heißt, daß wir alle den "guten Kampf" mitstreiten müssen. "Denn das Reich Gottes besteht nicht in Worten, sondern in Kraft" (1. Cor. 4:20). In der Kraft der Gnade nämlich, die in uns wirkt und aus uns heraus in die Welt hinein flutet und kämpft, wenn immer wir sie in uns haben und ihren Eingebungen folgen.

Eine der entscheidendsten Waffen der streitenden Kirche ist das Gebet. Und zwar hauptsächlichst das Beten im Stande der Gnade. Der im Stande der Gnade lebende Beter übt nicht nur rein menschliche Frömmigkeit, wenn er zu seinem Gotte spricht. Er betet in übermenschlicher, in übernatürlicher Kraft. Wo nämlich die Gnade ist, da betet der Mensch im Atem der eingegossenen Tauftugend des Gottesdienstes und aus der Gabe des Heiligen Geistes, die wir Frömmigkeit nennen. Es spricht da der Mensch mit dem Himmelsmund der Seele zum Herrn und Vater der ewigen Himmel. Und dieses Beten ist heilig vor Gott.

Zu so einem Beten will uns die Kirche anleiten. Wir brauchen es, damit uns das Reich Gottes wirklich komme. Damit es in uns wachse, und durch uns in alle Welt hinein. Um uns zu einem Beten anzuleiten, das darauf hinzielt, daß Gottes Name geheiligt werde vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang, veröffentlicht die Kirche jeden Monat eine ganz besondere Gebetsmei-

nung, an der wir uns alle beteiligen sollen. Jeder soll beten für sich selbst und für die großen Anliegen der Kirche. Denn nach Christi Wollen soll alles Erlösung finden: Meine Seele und die Seelen aller anderen.

Letzten Monat, im September, waren wir von der Kirche aufgefordert, darum zu beten, daß in den Familien die apostolische Gesinnung wieder gepflegt werde.

Ehe wir daran denken können, der Familie apostolische Gesinnung zu geben, müssen wir selbstverständlich erst einmal Apostel des eigenen Familienlebens werden. Zur Familie gehören Vater und Mutter und Kinder. Und Vater und Mutter und Kind müssen sich ihrer eigenen christlichen Familien-Standespflichten voll und ganz bewußt sein und nach diesen Standespflichten leben.

Der christliche Vater hat Pflichten seinem Geschäft, seinem Beruf, seinen Gesinnungen gegenüber. Er hat aber auch Pflichten als Familienvater, von denen er durch nichts befreit werden kann. Er darf in seiner Berufsarbeit, in seiner Abendarbeit für politische oder soziale Interessen, ja selbst nicht einmal im Dienste der katholischen Aktion derart aufgehen daß er keine Zeit für seine Familie findet.

Die christliche Mutter lebt für ihr Kind und ihren Mann. Wir haben nicht im Sinn, hier über die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der modernen christlichen Familie zu sprechen. Über Notfälle, wo es äußerst schwer ist, mit dem Monatsverdienst des Mannes durchzukommen, so daß sich die Mutter außerhalb des Hauses anstellen lassen muß, um mit zu verdienen. Wo man nur des höheren Einkommens wegen seine Mutterpflichten untreu vergißt und nur deswegen eine Anstellung annimmt, um durch das so verdiente Geld den Lebensstandard zu steigern, das heißt schneller zu Auto, Fernsehen, Kleider und bessere Möbel zu kommen, hat man bereits mit der Zerstörung seiner eigenen Familie begonnen.

Doch, wie gesagt, wir haben nicht im Sinn, dieses Problem zu behandeln. Wir möchten dagegen auf den christlichen Geist aufmerksam machen, der die katholische Familie durchhauchen soll und an den uns die September-Gebetsmeinung der Kirche wieder einmal erinnert hat.

Gerade heute machen wir hier in Canada (noch weit stärker in den Vereinigten Staaten) bezüglich des katholischen Familienlebens eine sehr ermutigende Beobachtung. Während wir sorgend feststellen müssen, daß sich die neueingewanderte deutsche Familie immer mehr vom Angestammten loslöst, von der Sprache der Heimat, vom Glauben der Väter und von den vielen echt katholischen Familiengebräuchen, die daheim einfach Sitte und Überlieferung waren, sucht die junge canadische Familie, besonders unserer Großstadtgemeinden, gerade die vom Neueinwanderer als "bäuerisch" verachteten und verworfenen Familiengebräuche wieder einzuführen.

Der Canadier deutscher, französischer, irländischer, ukrainischer, polnischer usw. Abstammung zeigt seit jüngster Zeit größtes Interesse an allem, was Großeltern und Eltern vor Jahrzehnten aus dem alten Europa mitgebracht, und draußen auf einsamer Farm mit der ganzen Familie gebetet und fromm geübt hatten. Bücher und Broschüren über katholisches Familiengebet, über christliche Familiengebräuche für Sonntag und Feiertag, für Fest und kirchliche Zeiten, erscheinen in großen Auflagen, und junge canadische Väter und Mütter greifen nach ihnen. Dinge wie gemeinsames Gebet, Elternsegen, Sonntagslesung am Familientisch, Adventskranz und Krippenfeier werden nicht nur modern: Viele unserer jüngeren Großstadtfamilien hungern nach diesen Sachen. Man staunt über den Eifer, mit dem man als Priester von unseren Leuten darüber befragt wird. Und man spricht ein stilles Gebet, wenn man sieht, mit welcher Frömmigkeit junge, moderne canadische Väter und Mütter derartige Familiengebräuche in ihren Häusern einführen und zu Hause üben. Jede dieser urkatholischen Sitten wird ernstens gepflegt, weil man in ihr ein Mittel der wärmsten, gläubigstens Seelsorge an Vater und Mutter und Kind sieht.

Wo so ein Geist das Leben der katholischen Familie leitet, da wird auch die apostolische Gesinnung der Familie wieder wach, für die im vergangenen Monat von der Kirche gebetet wurde. Da weiß die Familie, daß sie die Keimzelle des Gottesvolkes hier auf Erden ist, lebende Zelle des Leibes der Kirche. Da werden die Kinder von den Eltern angehalten, am apostolischen Leben der Weltkirche teilzunehmen und so den Mut zum Kreuztragen für Christus und Kirche in sich zu entwickeln. Ohne diese Bereitschaft zum Kreuztragen, zum Opfer für die Kirche und für die Erfüllung des großen Wortes: "Zu uns komme Dein Reich", wird kein volles, reifes Christentum im Geist der heranwachsenden katholischen Jugend. Im Religionsunterricht suchen wir unseren Kindern das Mitleben mit dem apostoli-

schen Wirken der Kirche beizubringen. Wir lassen sie in den Kindheits-Jesu-Verein eintragen, wir eifern sie an, für die Missionen vom eigenen Taschengeld zu opfern, für die Armen, Verlassenen, Verfolgten und Abgefallenen zu beten, wir machen sie auf den Priestermangel aufmerksam, auf die Notwendigkeit der Einheit unter den Christen, und auch auf das größte Weltanliegen der Kirche, auf die Erhaltung des Friedens unter den Völkern und Rassen und Klassen. All diese Sachen sollen sie kennen, um alles dieses sollen sie sich mit der Kirche sorgen, und mit der Kirche sorgend und opfernd beten.

Schule und Religionsunterricht sind jedoch nur eine Vervollständigung dessen, was zu Hause zusammen mit Vater und Mutter alle Tage geübt wird. Die erste Schule und die wichtigste Schule ist die Familie. Das scheinen viele noch gar nicht begriffen zu haben. Dort wird gelehrt und das Gelehrte gelebt, und zwar nicht nur vom ersten Lebensjahre bis zur Zeit, da für das Kind das erste Schuljahr beginnt, sondern solange, wie die Familie besteht und als Familie zusammenlebt. Und das ist "bis der Tod uns trennt." Bis der Tod die letzten trennt, die noch zusammen sind, nachdem die erwachsenen Söhne und Töchter sich selbstständig gemacht haben. Und diese letzten sind Vater und Mutter.

Wolle Gott uns den neuen Eifer junger Familien zum Althergebrachten segnen. Wolle Gott uns aber auch Wege und Mittel finden lassen, unsere eigenen neueingewanderten deutschen katholischen Familien wiederzufinden. Sie haben sich verlaufen, und das ist uns zur brennenden Sorge geworden. Der katholische Canadier hat eingesehen, daß er es nicht schafft, wenn er es nur mit dem Dollar versucht. Er sucht, sich den Geist des christlichen Abendlandes anzueignen. Und er beginnt nicht mit Aestethik, mit "christlicher Kunst und Kultur", sondern dort, wo jeder eben beginnen muß: Er beginnt mit dem allereinfachsten ABC aller christlichen Kultur, mit dem Beten am Familientisch und mit dem Speisen am Kommunionstisch, wo sie alle knien, Vater und Mutter und Kind.

Der Neueinwanderer versucht es ganz mit dem Dollar. Des Dollars wegen wirft er Sprache, Glauben und Vätersitte über Bord, und er kommt wohl schnell zu Haus und Auto, zu Hausabenden unter Freunden und Autofahrten, doch weiter kommt er nicht. Und eben, was weiter kommen sollte, ist Kultur und Geist und Heimat im Ich und in Gott.

– Der Schriftleiter

Liebe ohne Mass

Keine Grenze hat der Hunger des Menschen nach der Wahrheit. Wer wird ihn erfüllen? So ist der Mensch geschaffen, daß der Kosmos und seine ganze Pracht und Größe es nicht vermag, den Menschen mit Wahrheit zu sättigen. Gott wollte, daß der Mensch durch nichts Irdisches erfüllt und beseligt würde. Er selbst hat es sich vorbehalten, ihn zu sättigen und selig zu machen. Wie sollte es anders sein mit der Liebe des Menschen? Wie soll ihr Unendlichkeitsdurst, der immer wieder und unbezwinglich aufbricht, gestillt werden im Endlichen? Wie sollte der Mensch in seiner irdischen Liebe das Maß der Seligkeit finden, auf das hin er geschaffen ist? Gott läßt den Menschen nicht im Weltlichen verharren. Immer reißt er ihn heraus aus seiner Enge und zeigt die Unendlichkeit das den Raum seiner Leidenschaften. Auch er hat "übermäßig" geliebt, in der Hingabe seines Eingeborenen. Seine Erscheinung im Fleische ist ein Aufruf an den Menschen zum "Übermaß" der Gegenliebe. Maß hat nur das Irdische. Die Ewigkeit des Menschen und seiner Liebe ist ungemessen und unermeßlich. Gott hat das erst ermöglicht. Wie hätte der Mensch so lieben können, wie es nun Wirklichkeit geworden ist in den Heiligen des fleischgewordenen Gottes, wenn Gott nicht im Übermaße seiner Liebenswürdigkeit erschienen wäre und ihn hinausgehoben hätte über die Grenzen der Welt? Wenn der Mensch ihm nur gegenüberstehen würde, ohne mit ihm vereint worden zu sein, wie wäre er entzündet worden über die Maße seines fleischlichen Herzens hinaus in die göttliche Weite des Geistes? Der Mensch möchte tiefer und leidenschaftlicher und größer lieben, als er es vermag. Wer wird seine Sehnsucht erfüllen können als der Gott, der ihn über sich selbst hinaus erhöhte zur Anteilnahme an seinem Geiste? Wenn die ewige Schau anbrechen wird und das Antlitz Gottes sich enthüllt, dann wird es geschehen, daß auch die Liebe in ihre Vollendung tritt über Menschenkraft hinaus, über die Energien des leidenschaftlichsten Herzens hinaus, in jene Fülle, die nur er geben kann.

Der roten “Satanskirche” die Maske vom Gesicht gerissen

Wilhelm Holzapfel berichtet über 11 Jahre Erfahrungen mit dem Kommunismus in der Sowjetunion

Das geeignetste Sprungbrett nach Europa ist für den Kommunismus die Gleichgültigkeit unzähliger Westeuropäer gegenüber den Aktionen des Kremls. Er weiß seine Sache mehr durch die Unwissenheit und Unaufgeklärtheit der Satten gefördert, als durch die Dummheit gewisser Rußlandpilger und Salonbolschewisten. Bei dieser Lage der Dinge muß man mit Genugtuung die zweite Auflage eines Buches begrüßen, das so recht geeignet ist, mitten im Treiben der Harmlosen, Törichten und Gleichgültigen wie ein erregendes Signal zu wirken. (Wilhelm Holzapfel, “Die aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis machen” — ein Erfahrungsbericht über das Wesen des Bolschewismus, Sternberg-Verlag, Metzingen, 225 Seiten, broschürt.) Es enthält die Erfahrungen eines evangelischen Pastors aus elfjähriger Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion. Hier spricht nicht die Theorie sowjetbegeisteter Blitzreisender, die auf Staatskosten heutzutage Rußland durchjagen und dem staunenden Westen über die Potemkinschen Fassaden Märchen erzählen. Hier redet die rauhe Erfahrung. Dennoch bleibt der Verfasser nicht hängen an der Detailschilderung persönlichen Schicksals. In keinem Satz spricht er über die eigene Not, die er durchzustehen hatte. Nie verliert er den Blick für die großen Zusammenhänge und die Perspektive aus dem Evangelium. Er gibt eine stahlharte Analyse der Realitäten der kommunistischen Antireligion. Er entlarvt den “Affen Gottes” mit eiskalten Beweisen. Im folgenden geben wir durch einige Auszüge Einblick in dieses großartige Buch. Sie mögen unsere Leser davon überzeugen, wie sehr es verdient, weite Verbreitung zu finden. Es sei nachdrücklich empfohlen. Es ist eine Demaskierung der roten “Satanskirche”, wie sie deutlicher kaum geschehen kann. Wir sollten alles tun, daß diese Stimme der Wahrheit von möglichst vielen gehört wird.

ON

Leninismus

Der Leninismus will die Weltrevolution vorantreiben mit allen Mitteln, natürlich, wenn die Lage es erfordert, auch mit dem Mittel der Gewalt. Viele Menschen in Europa beruhigen sich heute damit, daß der Stalinismus in der Sowjetunion nunmehr abgeschafft sei. Stalinismus ist die sture und blinde Anwendung der Gewalt. Aber der Leninismus ist gefährlicher, weil er so viel wendiger und phantasievoller ist. Selbst Rückzüge und Rückschläge weiß er einzuplanen in den Weg, der zum Endziel führt. Wir sollten endlich zur Kenntnis nehmen, daß in der Sowjetideologie schon seit etwa 1930 große Friedensbewegungen geplant sind, um die faule Welt der Bourgeoisie in Sicherheit zu wiegen, unbeschadet der Überzeugung Lenins, “daß große Fragen im Leben der Völker nur durch Gewalt entschieden werden.”

Lenin spottet bei jeder Gelegenheit über den winzigen Horizont der von Natur zum Untergang bestimmten Kapitalistenklasse, die ihre Blicke nicht mehr so hoch zu erheben vermöge, daß sie die riesigen Vorhaben des Kommunismus überschauen könnte: die Veränderung des Menschen und der Natur, die Revolutionierung der ganzen Welt und ihrer geistigen Grundlagen. Man erzählt sich im Osten gern, daß Lenin über die Kapitalisten spotte: “Wenn wir Sowjets uns heute entschließen würden, diese Menschen sobald als möglich alle aufzuhängen — morgen würden sie sich in unseren Vorzimmern gegenseitig auf die Füße treten, nur um die Stricke zu diesem Vorhaben an uns verkaufen zu können. — Ja, solche Leutchen sind das!”

Paradies mit Leichen

Was ist die treibende Kraft in diesem Staat, der über die Leichen weiterer ungezählter Klassenfeinde zum Paradies fortschreiten will? Wie stimmt Paradies mit Leichen überein?

Was denken sich diese Leute dabei, wenn sie das Massenelend, das nach vierzigjähriger Diktatur des Sozialismus heute erreicht ist, als Durchgangsstadium zum Paradies bezeichnen? Warum sind die tatsächlich nachweisbaren sozialen Leistungen des Sozialismus so gering, daß sie mit den sozialen Leistungen des Kapitalismus keinen Vergleich aushalten können? — Der Kreml dünkt sich doch der Hort aller sozialen Gerechtigkeit zu sein.

Weshalb nennt sich das Sowjetvolk eine “klassenlose Gesellschaft”? Dabei gibt es beim Militär zweierlei Küchen, eine für Offiziere und eine schlechtere für Manschaften. Warum spricht in der klassenlosen Gesellschaft der Fabrikdirektor so hochfahrend mit dem Arbeiter, wie man es bei uns kaum mehr erleben kann? Warum sind die Unterschiede in der Bezahlung viel krasser als bei uns?

Wie kommt es, daß sie eine Weltfriedensbewegung gründen und in ihrer Propaganda sogar die Meinung vertreten, daß jeder Mensch, der seinem Sohn militärisches Spielzeug schenkt, mithelfe kommende Kriege heraufzuführen? Man soll so etwas also nicht tun. Wie kommt es dann aber, daß in allen sowjetischen Schulen und sogar in den Kindergärten militärisches Spielzeug in Benutzung ist und vormilitärische Ausbildung getrieben wird an Holzgewehren, die peinlich genau dem Armeemodell nachgebildet sind? Und wie kommt es vor allem, daß diese Leute ein so offensichtlich gutes Gewissen dabei haben?

Hast du schon einmal vor Gott gestanden?
am frühen Morgen, in später Stunde,
wenn alle Zeitenmaße schwanden,
die Ewigkeiten machten Runde?
Dann wurde alle Welt ein Dom
Und alles Leben tiefer Strom,
der wuchs und wuchs ins Menschenland,
die Liebe füllte bis zum Rand
die Seelen gut und weit
ward nun das schlimmste Erdenleid,
und aller Hader, Zank und Zorn
sank lautlos in den tiefsten Born:
wenn du schon einmal vor Gott gestanden,
hast du auch seinen Auftrag verstanden.

Alfred Kreuzer

Pferdewagen und Auto

Solange man eine dicke Mappe von westlicher "gewesener" Denkvoraussetzungen mitbringt und von dieser Basis aus versucht, den Bolschewismus zu durchschauen und sein Wesen zu ergründen, so lange gleicht man einem Menschen, der sein Leben lang nur Wagen mit Deichsel und Zugtieren davor gesehen hat und der nun zum erstenmal in seinem Leben vor einem Auto steht. Nachdenklich geht er um das Auto herum und stellt fest, daß die Deichsel fehlt, daß folglich hier etwas nicht stimmen kann, ja etwas völlig Unmögliches vorliegt, geradezu ein Widerspruch in sich selbst. Plötzlich, mitten im schönsten Räsonieren, fährt ihm das Auto davon. Wenn dieser Mensch einmal dem Antriebsprinzip des Autos auf die Spur gekommen ist, dann wird er sich vor die Stirn schlagen und ausrufen: "Wie konnte ich nur von Widersprüchen reden, wie konnte ich dieses Fahrzeug nur so verkennen! Es ist ja alles völlig klar, es muß ja alles so sein." Wirklich? Auch die Kaltherzigkeit gegenüber den gleichberechtigten schwerarbeitenden Frauen? Auch die zweierlei Küche beim Militär? Auch den Lobpreis der Freiheit bei aller Bespitzelung? Auch das entsetzliche Fluchen in dem Lande, das doch allein in der Welt die "wahre" Menschlichkeit kennt? Auch das hemmungslose und uferlose Lügen, Betrügen und Bestehlen, das überall im Schwange geht? Auch die bedrückende Tatsache, die jedoch nur "länger dienende" Kenner des Landes erleben können, daß landauf landab immer der eine, wo er nur kann, der Teufel des anderen ist?

Flüche

Nimmt man die russischen Flüche, bildlich gesprochen, einmal in die Hand wie eine Münze, dann ist die Vorderseite der Münze Gottesverachtung, die Kehrseite aber, die untrennbar dazugehört, ist die Menschenverachtung. Gottesverachtung und Menschenverachtung ist ein Wesenszug des Sowjetlandes. Das wird nirgends deutlicher als an den Flüchen, die stündlich von Millionen Sowjetmenschen ausgestoßen werden, herausgezischt werden, geflüstert, gebrüllt, gewohnheitsmäßig hergesagt werden. Unter allen schönklingenden Lehren dieses Landes und hinter allen Reden von Menschlichkeit und Gleichberechtigung grinst die Fratze unendlicher Menschenverachtung, aber weh dem, der sie zu sehen oder zu sagen wagt, daß er sie gesehen habe. Die Gottesverachtung aber, die ebenfalls überall öffentlich hohnlacht, selbst in der Verfassung des Landes, sie darf man sehen, sie soll man sogar sehen, man soll sie mitmachen; sie zu betonen ist fortschrittlich. — Welch ein Volk und was für eine Lehre!

Wer lange genug im bewußt unchristlichen Osten gelebt hat, der weiß plötzlich wieder, welch ein Hort und welch eine Zuflucht das christliche Europa immer noch sein kann, auch wenn die bewußten Christen leider seltener darin geworden sind. Sicher ist, daß bei uns als Maßstab überall noch das alte geistige Gut gilt und daß im Denken und im Handeln der Menschen noch immer der Zusammenhang mit den alten christlichen Wahrheiten des Abendlandes vorhanden ist und daß auch noch ein gut Teil der alten Ehrfurcht vor Gott, dem Herrn, und der Quelle aller wirklichen Wahrheit besteht. Überall in Europa, auch am gottlosesten Ort, gibt es doch immer noch einige Menschen, die bewußt und demütig dem dienen, der von seiner Person sagen darf: "Ich bin der Weg, ich bin die Wahrheit, ich bin das Leben!" Man sollte aber nicht auf der einen Seite predigen über das Wort des Herrn von den wenigen, die das Salz der Erde und das Licht der Welt sind, und auf der anderen Seite die Nase rümpfen, wenn das Wort vom christlichen Abendland fällt.

Sicher ist in jedem Fall, daß das Gebäude der westlichen Kultur im Laufe langer Zeiten entscheidend von solchen Menschen mitgestaltet worden ist, denen die Tatsache, daß Gott sei, das unerschütterliche Fundament ihres Denkens und Tuns war. Sicher ist, daß das Gebäude immer noch auf dem alten Grund ruht, obschon seit Jahrhunderten viele Menschen im Haus wohnen, denen es gleichgültig odr fraglich geworden ist, ob Gott wirklich sei. *Wie sehr das europäische Haus noch auf seinen alten christlichen Fundamenten steht, das merkt einer mit Staunen erst dann, wenn er gezwungen wird ganz und gar in einem fundamental anderen Haus zu wohnen, die geistige Luft darin zu atmen und den Geist, der dort herrscht, zu erleiden.*

Bei uns ist immer noch alles darauf aufgebaut und daraufhin ausgerichtet, daß Gott die Wahrheit aller Wahrheiten ist. In der Sowjetunion aber ist der Atheismus, die Gottfeindschaft, die staatlich anerkannte und befohlene und mit allen Mitteln geförderte Lehre. Diese Lehre sagt, es sei die Wahrheit aller Wahrheiten, daß Gott nicht existiere.

Fanatiker des Wissens

Nicht nur die Fehler der Christen, sondern gerade auch ihre guten Seiten rufen die Macht auf den Plan, die ihre gottlose "Erlö-

sung" als das einzig Wahre bringen will. Satan ist nach einem russischen Wort der Fanatiker des Wissens. Er baut mit allen Mitteln modernen Wissens im Gewand unbestechlicher Wissenschaftlichkeit das System seiner Erlösung auf, so wie er sich die Sache denkt. Sein zweites Wort heißt: "Die moderne Wissenschaft hat bewiesen . . . ."

Er gebraucht dieses Wort auch dort, wo gar nichts mit Sicherheit bewiesen ist. Er macht Eindruck mit den Teilen seines Gebäudes, die Wahrheiten enthalten; denn auch in seinem System gilt das kleine Einmaleins, auch in seinem Gedankengebäude muß es unwidersprochen bleiben, daß die Christen viel Schuld auf sich geladen haben. So ist an dieser weltlichen Erlösungslehre immerhin einiges richtig. Nur die Voraussetzung, das Fundament, ist eine große Lüge. Es ist eben nicht wahr, daß Gott nicht sei! Auf der Urlüge als Fundament kann sich dann aber nur ein Bau erheben, der als Ganzes lügenhaft ist.

Es wird eine der wichtigsten Erkenntnisse der Gefangenen, daß die Kluft zwischen West und Ost nicht dort gähnt, wo die meßbaren Unterschiede in der Autoproduktion und im Lebensstandard, in der der Ernährung, Kleidung und Bildung sich befinden. Diese Dinge sind belanglos, und es mag sogar sein, daß der Osten uns in diesen Dingen eines Tages mit einer großen Anstrengung seiner Kräfte überholt, wenn es auch nicht sehr wahrscheinlich ist. Die Kluft besteht nicht in quantitativen Unterschieden, sondern in einem geradezu unendlichen qualitativen Unterschied, der sich quer durch alle Lebensgebiete erstreckt. *Dieser Unterschied besteht darin, daß auf der einen Seite der Unendliche mit allen Mitteln offiziell geleugnet wird und daß aus dieser Leugnung alle Folgerungen gezogen werden, die nur immer möglich sind. Auf der anderen Seite ist zwar auch viel Gottlosigkeit, aber nicht als Grundsatzentscheidung einer ganzen Kultur.*

Der Affe Gottes

Im weltweiten Bolschewismus äfft der Teufel das weltweite Erlösungswerk des Ewigen nach. Er bringt darin das zustande, was er eben unter "Erlösung" versteht. Er löst Gott ab und spielt Gottes Rolle als Quelle der "Wahrheit", als "Hüter des Friedens", als Hort der Gerechtigkeit", als Baumeister "wahren" Menschentums und wirklichen, "echten" Glücks selber. Geschäftig baut er neben Gottes Kirche seine Teufelskirche in ungheueren Abmessungen auf. Er bejaht diese Aufgaben auf seine Art und will nun der Christenheit zeigen, wie so etwas zum "Heil der Menschheit" richtig angefaßt werden muß. Er ist also der Mann, der sich endlich um unterentwickelte Völker kümmert und zwar auf eine Art und Weise, die keinen Christen mehr dort duldet. Er nimmt diese Arbeit teuflisch ernst und benimmt sich dabei majestätisch und brüderlich "wie ein Gerechter und ein Helfer", um Worte der Bibel zu gebrauchen. Er bleibt stets im Schein der Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Er spielt Weltgendarm, mischt sich in alle Händel und schürt ingeheim alle gefährlichen Feuerchen, die in der Politik irgendwo glühen.

Das deutsche "Wunder"

Der Bolschewismus hat für seinen Teil alles getan, daß Westdeutschland hoffnungslos proletarisiert werde; aber dennoch erhebt es sich aus dem Staube, nein, es wird aufgehoben. Das empfindet der Bolschewismus als einen Schlag ins Gesicht, als Beleidigung, ja sogar als Bedrohung. Er hat sich ja nur in des Erlösers Gewand gehüllt, ist in Wirklichkeit aber der Verderber. Das kommt nun für einen Augenblick zum Vorschein. Er weiß zwar, daß die Bedrohung, die Westdeutschland für ihn militärisch oder material bedeuten könnte, nicht allzu hoch zu veranschlagen ist; aber das wird unwichtig angesichts der unerhörten Tatsache, daß der deutsche Wiederaufstieg allen bolschewistischen Theorien trotzt und hohnlacht, und daß er daher nun die Ideologie Moskaus bedroht. Es ist nichts mit der Behauptung, daß wirtschaftlicher Aufstieg nur durch Sozialismus Moskauer Prägung möglich sei. Das deutsche "Wunder" bedroht also die bolschewistische "Wahrheit", und es bedroht die Weltherrschaft, die sich auf diese Wahrheit gründen will, und das Richteramt über die Völker, das seine Berechtigung von ihr herleitet, und es bedroht die Zukunftspläne, die mit ihr rechnen. Anstatt sich zu freuen, daß ein Volk, in dem viele Arbeiter und Bauern ihr Leben fristen, wieder gute Existenzmöglichkeiten bekommt, rast der dämonische Menschenverderber in dumpfen Zorn. Daß irgendwo Menschen, die er schon als sichere Beute betrachtet hat, vor ihm gerettet und nicht durch ihn "befreit" werden, das erträgt er innerlich nicht. Bald redet er bei jeder Gelegenheit davon, wie sehr ihn dieses böse Westdeutschland bei der Durchführung seiner großen humanen Friedenspläne störe.

Kampf um Seelen

Die christliche Seelsorge sucht den Menschen zum Erkennen und zum Anerkennen der göttlichen geoffenbarten Wahrheit zu führen. Sie sucht ihn vor der bösen Macht zu warnen, die alle Gotteswahrheit für Unfug erklärt. Der Bolschewismus aber ist genau über dem Satz erbaut, daß alle angeblich göttliche Wahrheit nur toller Aberglaube sei, daß der Mensch auch kein Bild Gottes sei, sondern "daß der Mensch das ist, was er ißt." Demnach muß der bolschewistische Staat jede Tätigkeit der christlichen Seelsorge, jeden Akt der Kameradschaft und der Näch-

---

Die Zeit ist schwer von Stürmen der Versuchung

Kommt, meine Kinder in der Welt, kommt und werdet meine Zeugen:
Ich brauche jeden Mund, der noch betet,
Ich brauche jede Hand, die noch das heil'ge Kreuz schlägt!
Denn die Zeit ist schwer von Stürmen der Versuchung —
Es sind viele unterwegs, die nicht mehr heimfinden:
Ihr sollt Lichter sein, die sie bei Nacht begleiten —
Kommt, meine Kinder in der Welt, und werdet meine Zeugen:
Ich habe Euch gesegnet, und Ihr sollt ein Segen sein.

Gertrud von Le Fort

stenliebe als eine Untergrabung seiner weltanschaulichen Fundamente betrachten. Christliche Seelsorge wird im bolschewistischen Raum zu einem hochpolitischen Akt, der die Grundlagen des Staates erschüttert, weil sie behauptet, die staatlich anerkannte "Wahrheit" sei die "Lüge aller Lügen.

Bolschewismus und Christenwahrheit beginnen aktiv miteinander um die Seelen zu kämpfen. Das Ziel der der beiden Mächte ist allerdings nicht gleich: Die eine Macht will für unsere Seele sorgen, daß sie ihre schöpfungsmäßige Bestimmung nicht verfehle und nicht in tiefes Unheil stürze; die andere Macht will unsere Seele nur haben und sie in ihre Staatsmaschine einbauen. –

Der sowjetische Gesprächspartner

Wer sich bemüht, mit dem Bolschewismus in Gespräch zu kommen, muß wissen: Solange ich mit einem Partner spreche, der dieselben Worte anerkennt und in derselben geistigen Welt lebt wie ich, solange können wir beiden Gesprächspartner in unserer gemeinsamen Welt einen Spaziergang machen, eine Übereinkunft treffen, eine Verständigung herbeiführen; wenn ich aber mit einem Partner verhandle, der geistig und moralisch in einer anderen Welt lebt und sogar meine Welt aus Prinzip radikal verneint, solange ist keine Möglichkeit für ein fruchtbares Gespräch gegeben, weil ja beim einen Teil von vornherein jede Verständigungsbereitschaft fehlt und weil Verständigungsbereitschaft des andern Teils dessen Bereitschaft zur Selbstaufgabe zur Voraussetzung hätte. Mit einem Partner, der meine ganze Lebens- und Daseinsform verneint, kann ich mich nicht verständigen, wenn ich anfange zu mir selbst mehr und mehr nein zu sagen. Wer aber dem Teufel auf diese Weise den kleinen Finger geben wollte, der würde doch wohl erst nach Hingabe der ganzen Hand von ihm als guter Gesprächspartner anerkannt werden.

Fast alle Befürworter eines intensiven Gesprächs mit dem Bolschewismus erkennen für ihre Person Teile der bolschewistisch-marxistischen Gesamtwahrheit an, wenn sie auch meist schamhaft davon schweigen, daß der Atheismus ein unabdingbarer Bestandteil dieser Wahrheit ist. Ohne atheistische Voraussetzung ist das Ganze doch nur eine oberflächliche Taschenspielerei. Viele Befürworter des Gesprächs bewundern im stillen den Bolschewismus in diesem und jenem Punkt, und sie entschuldigen ihn auch immer wieder mit dem Hinweis, daß es doch noch so viele gläubige Christen in Rußland gebe. Als ob es ein Verdienst des Bolschewismus wäre, daß er sie nicht alle ausgerottet hat! Sie übersehen dabei wohl mit Absicht, daß diese erfreuliche Tatsache eine Wirkung der Kraft Christi ist, die das allen gegenwärtigen bolschewistischen Absichten zum Trotz fertiggebracht hat. *Daß es noch Christen in der Sowjetunion gibt, ist kein Verdienst des Bolschewismus, das ihn zum Gesprächspartner für Christen qualifizieren würde.*

Christus hat selber sicherlich auch mit Gottlosen gesprochen, aber doch wohl dazu, um ihnen die ewige Wahrheit zu bezeugen, nicht aber um Verträge mit ihnen abzuschließen oder ein Geschenk von ihnen zu erlangen oder gar um ihren Sendboten und "Kulturträger" die Häuser seiner Verwandschaft zu öffnen, damit sie ungehindert unter dem Schutze der Nächstenliebe ihre Gottlosigkeit auch noch dorthin tragen können. *Christus hat uns davor gewarnt, unsere Perlen vor die Säue zu werfen, und er hat uns ferner gewarnt, die Säue könnten sich umwenden und uns zerreißen. Das hätte er nicht getan, wenn er es für Christenpflicht gehalten hätte, sich zerreißen zu lassen. Es ist demnach nicht unsere Christenpflicht, uns aus so verstandener Liebe der bolschewistischen Weltrevolution auszusetzen — uns und die Menschen, die Gott uns anvertraut hat. –*

LEBENSLIED

Eh' ich das Leben recht bedacht,
Hast du den Tag für mich gemacht.
Darin die Liebe, Schmerz und Not,
Den Freudenkelch, das bittre Brot:
Der Schmerz auf deine Wunden zeigt,
Die Liebe sich dem Bruder neigt,
Die Not verhüllet sich und schweigt.

Eh' ich das Leben recht bedacht,
Hast du für mich die Nacht gemacht,
Darin Freund Hein den Abschied geigt,
Der Liebe Sang für immer schweigt
Und Schmerz der Menschenbrust entweicht.

Ich grüße die Liebe, den Schmerz, den Tod —
Den Freudenkelch, das bittre Brot.
Ich preise den Tag und auch die Nacht:
Gott Vater hat alles wohl bedacht.

Am Ende steht ER, dem der Erdkreis sich neigt,
Der redet, wenn Leben im Tode schweigt:
"O Mensch, ich lebte dein Leben mit,
Den Tag und die Nacht;
Mit dem Tode ich stritt!
Ich rette dich einst aus Grabesnacht.
Ich wälze den Stein.
Ich stürze die Wacht!
O glaube,
Vertraue auf meine Macht!"

Marianne Leßmann

Das Wunder in der Einkauftasche

Aus österreich kommt eine kleine Geschichte zu uns, die man gerne weitererzählt. Sie geschah in einer ungenannten Stadt, und in ihrem Mittelpunkt steht eine ganz gewöhnliche Einkaufstasche. Eine alte Frau hatte diese Tasche, als sie vom Einkaufen kam, auf einer Parkbank liegengelassen. Und da sich ihre Monatsrente — 500 Schllinge (80 Mark) — darin befand und außerdem ihre Papiere und das wenige, was sie sich für den Tag an Einkauf leisten konnte, war die alte Frau, als sie den Verlust bemerkte, natürlich ganz aufgeregt. Sie ging zur Polizei, und als sie dort erfuhr, daß die Tasche bereits abgegeben war, fiel ihr ein Stein vom Herzen. Aber was war denn das? — sie fand in der Tasche statt der 500 Schillinge deren 1000, statt der eingekauften Knackwurst eine stattliche Salami und statt des Muckefucks einen herrlich duftenden Bohnenkaffee vor, und aller übrige Platz war mit Obst ausgefüllt. Niemand hat erfahren, wer der Finder war.

——oO□Oo——

Gerchtigkeit ohne Barmherzigkeit ist Grausamkeit; Barmherzigkeit ohne Gerechtigkeit ist die Mutter der Auflösung.

Hl. Thomas von Aquin



Pfarrer Ciborius und Pastor Tiborius

Von Josef Magnus Wehner

Josef Magnus Wehner erzählt diese Geschichte mit einem Lächeln unter Tränen, um die Christgläubigen an den Auftrag des Herrn zu erinnern, "daß alle eins seien". So möge sie auch verstanden werden.

Die Tür zum Schafstall wurde aufgestoßen, ein schwarzes Bündel Mensch flog herein, torkelte ein wenig und fiel dem katholischen Pfarrer Ciborius gerade vor die Füße. Die Unschlittkerze in der Laterne, die über der Heuraufe hing, blakte auf, die Landsknechte schlugen die Tür zu und verriegelten sie von außen, es wurde still, nur der Schritt des Postens tackte draßen die Zeit — ein eiserner Rosenkranz, Korn um Korn, und hin und wieder ein böhmischer Fluch als Paternoster, denn es war die wildeste Zeit im Dreißigjährigen Krieg.

Der Pfarrer Ciborius bemühte sich vergeblich, dem Menschen zu seinen Füßen auf die Beine zu helfen; er sah nur, daß auch jenem wie ihm selbst die Hände mit Fleiß und Kunst auf dem Rücken gefesselt waren; auch die Finger waren ineinander verschnürt, so daß kein Glied sich rühren konnte.

"Verzeiht mir", sprach endlich der kriechende Mensch unten zu dem stehenden Menschen droben, "daß ich Euch einen so unwürdigen Anblick biete. Es liegt weder in meiner Natur noch Absicht, ich bin zur Zeit nur etwas schwach."

"Wir werden ohnedies", sprach der Mensch oben, "morgen am Galgen hängen."

"Heut in der Früh noch", stöhnte der zweite Mensch, nachdem er sich ein wenig hochgearbeitet hatte und nun wie ein Block vor dem Pfarrer kniete, "stand ich in der Kanzel und predigte. Ich bin nämlich Pfarrer Tiborius, lutherischen Bekenntnisses aus Freiberg, und sie haben mich aus der Kanzel gestürzt."

"So seid Ihr", entgegnete der erste Mensch, "nicht tiefer gefallen als ich selbst, denn mir geschah das gleiche. Ich bin der Pfarrer Ciborius, römischen Bekenntnisses, aus Treuberg, wir waren also wohl Nachbarn."

Der Lutheraner hob sein Gesicht in den Schein der Laterne und blickte zweifelnd in die Gesichtszüge seines Amtsbruders vom anderen Gesangbuch. Beide forschten lange in ihren Antlitzen.

"Gott helfe mir", seufzte Pfarrer Ciborius endlich, "ich habe nie gesehen und vermesse mich nicht, Euch zu kennen, aber ich glaube Euch und knie mich neben Euch nieder, denn ich will es nicht besser haben als Ihr."

"Ich bin nun 50 Jahre alt", sprach Tiborius kopfschüttelnd, "und weiß von Euch nur vom Hörensagen. Trotzdem, ich habe gegen Euch gewettert und hatte ein gutes Gewissen dabei. Jetzt aber, da ich Euch so in der Nähe sehe, gewiß nicht in der Figur der Anbetung, vielmehr auf sündigen Knien, so wollte ich schwören, Ihr seid kein schlechter Mensch; ich bekenne somit meinen Fehler und erbitte Eure Verzeihung."

"Auch ich", antwortete Ciborius, "habe aus meiner Kanzel heraus gegen Euch getobt und glaubte mich im Recht. Nie habe ich die 5000 Schritte, die uns trennten, gewagt, um Euch in die Augen zu schauen. Nun also beichte ich Euch und bitte, verzeiht mir."

"Ach du mein Gott", stöhnte der Beichtiger, "so verzeihe ich Euch von Herzen, auch ohne Beichtstuhl und Formel, und bitte Euch, helft mir auf die Füße!"

Mit einem gewaltigen Ruck gelang es ihnen indes nur, gleichzeitig auf die Füße zu kommen, und sie standen lange nebeneinander und maßen sich freundlich.

"Ihr seid", sprach Ciborius, "genau so groß wie ich, und wir könnten Zwillinge sein."

"Auch unsere Namen", lächelte Tiborius, "gleichen sich wie ein Ei dem anderen.Habe ich doch manchmal geschmunzelt, wenn ichs bedachte."

"Nur der eine Buchstab trennt uns", lächelte nun auch Ciborius, "der Kopfbuchstab; das ist doch scherzhaft und nahezu ein Symbolum."

"Wenn man uns morgen die Schlinge um den Hals legt", sprach Tiborius, "wird auch dieser Kopfbuchstab vergessen sein."

"Wir werden als zwei Schächer hangen", nickte Ciborius. "Möge uns dann der Heiland am Kreuz erscheinen, mitten zwischen uns, auf dem Galgenhügel."

"Die 1600 Jahre seit Golgatha sind gar schnell gelaufen", sprach Tiborius, "und immer schneller, und wir haben in der Eile gar nicht bemerkt, was mit unserer Zeit geschehen ist . . . Habt Ihr warm oder friert Euch, Bruder? Oder wenn Ihr Hunger spürt, so hab ich Brot in der Tasche. Ihr müßtet nur . . ."

"Und ich", versetzte Ciborius, "hab ein wenig Meßwein noch im Sack. Ihr müßtet den Stöpsel nur mit den Zähnen . . ."

"Das hat noch gute Weile", sprach Tiborius. 'Laßt uns das aufheben für den letzten Gang."

"Auch die Martyrer in Rom haben zuweilen noch einen Wein getrunken", sagte Ciborius, 'und sind

dann fröhlicher vor die wilden Tiere gegangen."

Darauf begannen beide, gerührt und seltsam erheitert zugleich, im Stalle auf und ab zu gehen, jeder für sich zuerst, bald aber nebeneinander, als wollten sie disputieren. Aber jedesmal, wenn einer anhub zu reden, verschlug es ihm die Stimme, und so ließen sie es schließlich und setzten sich auf das Heu, das an der Wand aufgeschichtet war.

"Hätte unseresgleichen", sprach Ciborius, "den Spaziergang nur früher zusammen gemacht, so wär es vielleicht gar nicht zum Krieg gekommen, Bruder. Aber nun sind wir mit Gewalt zusammengepreßt wie die Münz im Prägstock: seid Ihr die Schrift, Tibori, so bin ich das kaiserliche Wappen."

Da lachte Tiborius über das Gleichnis und sprach: "Ich fürchte, wir stehen selbander zur Zeit nicht hoch im Kurs, Cibori; kein Schalk wird uns mehr einwechseln wollen. Doch das ist nicht arg. Schluckt der Tod in Massen, so hats der Staub leichter zu vergehen. Wißt Ihr aber, was mir das Ärgste ist? Ja, Corbi, da habt Ihrs doch ein bissel besser! Das Ärgste ist, daß ich meine Kinder verloren habe. Das ist schwer."

"Da war der Älteste, Martinus geheißen. Der lief mir davon zur böhmischen Trommel unter dem Thurn, soll am Fieber verstorben sein. Den zweiten, Philippus geheißen, konnt ich halten, bis der wilde Mansfeld durch Schlesien hergebraust kam. Da hat auch ihn der Sturm mitgenommen. Gott weiß, wohin er verkommen. Den dritten, Paulus geheißen, hab ich gar an den Wallenstein verloren; war ein fröhlicher Knabe, und ist mit den Troßbuben einfach davon; die letzte Zeitung kam von ihm auf der Schanz bei Nürnberg, seitdem ists stille. Den vierten haben die Kroaten erstochen, als er auf der Weide die Geißen gehütet hat; den hab ich wenigstens noch begraben können. Den fünften hab ich nach Prag getan in die Lehre, ist abgefallen von mir zu den Utraquisten; die Frau ist mir gestorben, und so . . ."

Er wollte eine Bewegung mit der Hand machen, aber es gab ihm nur einen Ruck durch die Brust, der schnitt wie ein Messer.

Der Kinderlose aber, der Papist, seiner Stricke vergessend, wollte aufrumpeln und seinem Mitfahrer ins ewige Leben die Hände um die Schultern legen, ihn zu trösten, blieb aber gestarrt in seinen Schnüren. So waren sie Brust an Brust gestellt, und das Leid der Welt kam so gewaltig über sie, daß ihre Wangen aneinandersanken. Nun waren sie wirklich zween Zwillingen gleich, die sich nicht helfen können, weil sie zu fest gewickelt sind. Es geschah, daß sie weinten wie die Kinder und daß sie sich auch küßten, einander zu gedulden, da ihnen kein Wort mehr befiel.

Gegen Mitternacht wurde die Tür aufgestoßen, ein Fähnrich trat herein, ein Stück Holzkohle in der Hand, zwei Landsknechte mit Laternen hinter sich und sprach:

"Bleibt liegen, ihr zwei Hirten ohne Schafe. Morgen früh um sechs wird der Katholische von euch gehängt. Wo ist er, der mit der Tonsur?"

Die Landsknechte zückten die Laternen hoch, und der Fährich tat einen Schritt zu den zween hinzu. Die aber beugten im selben

Asiatische Länder ohne Freiheit für die Kirche

Was stärkt in Asien die Macht? fragen die Kommunisten. Wer bringt Asien Kultur? fragen die unterentwickelten Länder des größten Erdteils. Wie findet Asien das ewige Heil? fragt die katholische Kirche. Weltliche Macht kann die Kirche nicht bieten. Darum zwingt sie der Kommunismus, den Weg des Kreuzes zu gehen. Über Sibirien, China, Nordkorea, Nordvietnam und jetzt auch über Tibet ist der Eiserne Vorhang niedergerollt. Was die "schweigende Kirche" dort leidet, weiß Gott allein. Aber die spärlichen Nachrichten, die den Gürtel des Schweigens durchdringen, lassen erkennen, daß es in den Ländern des kommunistischen Blocks um Sein oder Nichtsein der Kirche geht. Der Islam hat sich im Lauf der Geschichte mit der Macht verbündet. Seinen Siegeszug im Mittleren und Nahen Osten verdankt er der Ausbreitung durch "Feuer und Schwert". Er ist eifersüchtig auf seine Vorrangsstellung bedacht. In den arabischen Staaten, in der Türkei, in Afghanistan, im Iran und Irak, überall, wo der Islam herrscht, darf die Kirche zwar ihre wenigen Angehörigen betreuen, vor allem die Ausländer. Aber wehe, wenn sie es versuchte, missionarische Bekehrungsarbeit zu leisten. Sie würde sofort unterdrückt werden. Darum sind ihr praktisch auch dort die Hände gebunden. Ob dem Islam aber seine enge Verbindung mit der Macht in der Auseinandersetzung mit dem Kommunismus nützt? Die Zukunft wird es zeigen, ob er nicht gerade dadurch einmal seine beherrschende Stellung im Mittleren und Nahen Osten verliert. Die Himalajastaaten begrüßen in der Kirche den Bildungsträger westlicher Kultur. Nepal hat christlichen Missionen das Land geöffnet, um ein modernes Schulwesen aufzubauen. In Sikkim, das zum tibetischen Kulturkreis gehört, gibt es eine Apostolische Präfektur mit fast 3000 Christen, denen 20 Priester zur Seite stehen. Bhutan, das ebenfalls an den Grenzen Tibets liegt, hat in den letzten Jahren die Einwanderung von Katholiken aus Bengalen gutgeheißen, die in der Grenzzone das Land urbar machen (Herderkorrespondenz Mai 1959). Wie kurzfristig aber die kulturell bedingte Aufgeschlossenheit gegenüber der katholischen Kirche in Asien sein kann, zeigt das Beispiel Indiens, das die Techniker, Ärzte und Fachkräfte der Wirtschaft aus Europa mit offenen Armen aufnimmt, den Boten des Evangeliums aber gleichzeitig die Einreisegenehmigung versagt. Die Kirche aber hört nicht auf, sich um das ewige Heil Asiens zu sorgen. Sie tut alles was in ihren Kräften steht, und wenn ihr die Hände gebunden werden, macht sie es wie Christus, der für seine Verfolger betete. Die Gebiete Asiens, in denen heute die Missionsarbeit behindert oder unterdrückt wird, zählen zusammen 850 Millionen Einwohner. Das ist ein Drittel der gesamten Weltbevölkerung. K.N.

Atem beide ihre Häupter vor, Tiborius und Ciborius, und bald lachte der Fähnrich auf, denn den Zwillingen war kein Haar gewachsen auf ihren blanken Schädeln, nur um den untersten Kopf herum wucherte ihnen ein grauer Kranz, wie ihn die alten Mönche tragen.

"So seid ihr beide geschoren", sprach der Fähnrich, "da kennt sich kein Schwein aus."

"Ich bins, der Römer", stieß da unverweilt Tiborius, der Lutheraner, hervor.

"Nein, ich bins", fuhr ihm Ciborius in die Rede. "Er ist noch verwirrt und schlaftrunken."

"Glaubt ihm nicht", versetzte Tiborius voll Eifer. "Ich bin so nüchtern und wach wie vor der Messe."

"Da meint Ihr nun, ich sollt Euch die Glaubensartikel abfragen, bin aber selber nicht firm", spottete der Fähnrich.

Er wandte sich zu den Landssern und fragte: "Ist einer von Euch katholisch?"

"Wir sinds beide", brummten die zwei, und einer von ihnen fuhr fort:

"Laßt doch, Herr Fähnrich, einen nach dem andern das Ave Maria sprechen, das kann der Lutheraner nicht, und ihr habt ihn."

Da musterte der Fähnrich die beiden Delinquenten, stieß zum Unglück den Lutheraner an und sprach barsch: "Sag Du's!"

Tiborius wollte es erst lateinisch tun, aber das duldete der Fähnrich nicht, und so fing jener auf Deutsch an. Der Engelsgruß gelang ihm auch; wie er aber zum zweiten Absatz anhob, dem Bittgebet, da verhaspelte er sich in Grund und Boden hinein und fand nicht weiter, wie ihm auch Ciborius einsagte. Da nahm der Fähnrich, indes die Landser lachten, seinen Kohlenstift, schrieb dem Ciborius ein Kreuz auf den Schädel und sprach zu den Knechten:

"Der da wird gehängt!" Nach dem gingen die drei wieder aus dem Stall und schlugen die Tür zu.

Nun wußten die zwei, woran sie waren, und Ciborius tat dem Tiborius seinen letzten Willen kund; der war einfach genug und lautete nur auf ein christlich Begräbnis, im Notfall auch auf lutherisch, und Tiborius schwor, er werde in der Gegend ausharren, den Bruder vom Galgen nehmen und christlich bestatten. Darauf hatten sie ein langes und gutes Gespräch und trösteten einander, bis ihnen der Seelenfriede kam.

Während sie aber noch redeten, nach zwei Stunden etwa, wurde die Tür abermals aufgestoßen, ein anderer Fähnrich, diesmal einer von den grünen Jägern, trat mit zwei neuen Landsern herein und sagte:

"Die vordem da waren, sind abgehauen und wir haben nur die Schreiberseele gefangen und sie ausgequetscht. So ist die Sach nun anders, denn wir hängen nur Protestanten. Wo ist der Bekreuzte?"

Er bückte sich vor, erblickte das schwarze Kreuz auf dem Schädel des Ciborius, wischte es aus, schriebs mit der Kohle dem anderen auf den Schädel, dem Tiborius, und war selbdritt verschwunden, eh die Deliquenten noch den Mund auftun konnten.

Mit dem Schlag der Stalltür aber sprang Tiborius auf und rief:

"So geht das nicht, Herre Gott! Schau doch her und auf uns herab! Du hast mir meine Kinder genommen, ich geb sie dir, denn du bist der Vater und nimmst sie gütlich heim. Nun nimm aber doch auch mich, den Vater, aus dem Elend und laß nicht zu, daß in der Morgenfrüh wieder andere hereinkommen und den da hängen, den Ciborius den Bruder in Christo! Das wär ein Spott und Ärgernis und nicht mehr zu tragen."

Tiborius tat dieses Gebet indem er im Stall auf und ab rannte, so erregt, daß Ciborius nun auch aufsprang und den Gebetslauf im Sturmschritt mitmachte.

Nicht lange taten sie so, da stieß einer von ihnen — Gott allein weiß, wars Tiborius oder Ciborius — an ein Fell, das da in der Ecke lag, von einem frisch geschlachteten Schaflamm, schneeweiß und kraus, und aus dem Fell, das einer mit dem Fuß aufhob, fiel ein blankes Messer heraus, das der Kriegsknecht in der Eile vergessn hatte, scharf und blitzig.

Die zwei standen zuerst still und ganz betroffen da, zumal Ciborius, weil er in dem geschlachteten Lamm abermals ein Symbolum erblickte. Tiborius aber, mehr ins Weltliche gesonnen, ersah gleich den Zweck des Wunders, fiel auf die Knie nieder, hob das Messer, nachdem er den tiefsinnigen Ciborius aufgeklärt und auf die Knie gebracht, mit den Lippen zwischen die Zähne und begann behutsam die Stricke und Fäden an den Händen Ciborius anzusäbeln, ohne ihm wehzutun.

Das Stück gelang schneller als gedacht; bald konnte Ciborius die Finger rühren, dann waren die Hände und Arme frei, und nun schnitt Ciborius auch den Tiborius aus seinen Stricken, und sie konnten sich zum erstenmal umarmen, wonach sich beide gesehnt.

Nicht lange, so sah der kluge Tiborius eine Leiter im Finstern lehnen, die auf den Heubodn zustand. Sie stiegen stracks hinauf, zogen die Leiter nach, krochen über den Heuboden, stiegen dann in die Tenne hinunter und spionierten so lange am Scheunentor, bis der Posten um die Ecke war. Dann schlüpften sie in den Baumgarten hinter der Scheuer, kletterten über den Zaun und gewannen das freie Feld, und das war ganz finster.

"Bis hierher ist das Wunder geraten", sprach der wackere Tiborius, als sie auf den Wald zugingen, "so wirds auch weiter gedeihen, denn der Vater will, daß wir in der Welt bleiben wie weiland Isaak, für den der Widder ans Messer gemußt."

"Amen!" sprach Ciborius. "Es ist da nur noch vonnöten, daß wir ein anderes Kleid anziehen; denn auch du, Tibori, läufst noch in deinem Predigerrock herum, wie sie dich aus der Kanzel gestürzt haben."

Den zwei Pilgern geschah bald nach ihrem Glauben; denn sie fanden mitten im Wald ein mächtiges Rodland, auf dem, vom Krieg noch nicht entdeckt, ein gesundes Bauernhaus stand mit Leuten und Vieh. Auch der Bauersmann war froh, als er die beiden Gottesmänner zwieträchtiger Konfessionen so brüderlich mitsammen herumwandeln sah, und dang sie zu Knechten auf ungewisse Zeit.

So sind sie verschont geblieben, und als der Krieg aus war, ging jeder wieder in seine Kanzel, und ein jeder hat vom Frieden unter den Menschen gepredigt, solange er lebte. –

Weltraumfahrt und Himmelskunde

(II) Was Einstein lehrt —

Überraschungen bei lichtnaher Geschwindigkeit — Von der "Zeitdehnung" werden Raumfahrer kaum profitieren.

Von Eduard Verhülsdonk

Wer zu einfältig ist, um die astronomische Wissenschaft zu verstehen, dem gebe ich den Rat, die Schule der Himmelskunde zu verlassen; er möge nach Hause zurückkehren und sich seinen Geschäften widmen. Er möge aber seine leiblichen Augen, mit denen allein er sieht, zum Himmel erheben und sich mit vollem Herzen dem Dank und Lob Gottes des Schöpfers hingeben, wobei er überzeugt sein darf, daß er Gott keine geringere Verehrung erweist als der Astronom, dem Gott die Gabe verliehen hat, mit den Augen des Geistes schärfer zu sehen. Johannes Kepler

Vorigen Monat sahen wir, welcher gewaltige Größenunterschied besteht zwischen den drei Stufen der Weltraumfahrt: der "interplanetarischen" Raumfahrt, die sich auf unser Sonnensystem beschränkt, der "interstellaren" Raumfahrt, die andere Sonnen im Weltall, also die Fixsterne anzusteuern unternimmt, und der "intergalaktischen" Raumfahrt, die zu fernen Weltinseln außerhalb unserer Milchstraße gelangen will. Wir haben festgestellt, daß eigentlich nur die interplanetarische Raumfahrt im Bereich der menschlichen Möglichkeiten liegt, weil zur Überbrückung der weitergehenden Entfernungen die Lebenszeit eines Menschen einfach nicht ausreicht.

"Erdzeit" und "Bordzeit"

Nun wissen das natürlich auch die Raumfahrtfanatiker, die trotzdem nicht von ihrer Vorstellung abgehen wollen, man könne sogar bis in die tiefsten Tiefen des Universums vordringen. Sie stützen sich dabei auf einen merkwürdigen Effekt, den Albert Einstein mit seiner Relativitätstheorie ausfindig gemacht hat und der bedeutet, daß der Zeitablauf keine konstante Größe ist, sondern sich mit dem Bewegungszustand des Beobachters ändert. Wenn sich ein Raumschiff mit annähernd Lichtgeschwindigkeit bewegt, so läuft – laut Einstein – für die Insassen die Zeit langsamer ab als für die auf der Erde Zurückgebliebenen. Man muß also zwischen "Erdzeit" und "Bordzeit" unterscheiden, und es könnte bei entsprechender Beschleunigung des Raumschiffs sehr wohl dahin kommen, daß die Raumfahrer erst um zehn oder zwanzig Jahre gealtert sind, während auf der Erde bereits mehrere Generationen gewechselt haben und die Menschheitsgeschichte schon hundert oder tausend Jahre weitergegangen ist.

Was ist Lichtgeschwindigkeit?

Ohne daß wir uns mit der Relativitätstheorie, die durch die Atomphysik gut beglaubigt ist, auseinanderzusetzen brauchen, läßt sich doch leicht nachweisen, daß die Raumfahrer von solcher Zeitdehnung niemals in ausschlaggebendem Maße profitieren können. Denn die Voraussetzung für ein Wirksamwerden der Zeitdehnung ist ja, daß sich das Raumschiff mit annähernd Lichtgeschwindigkeit voranbewegt. Was aber bedeutet das: Lichtgeschwindigkeit? Die sowjetische "Parteirakete" hatte bei Brennschluß eine Geschwindigkeit von 11 Kilometern pro Sekunde; das ist gegenüber den 300 000 Kilometern, die das Licht in der Sekunde zurücklegt, erst der siebenundzwanzigtausendste Teil! Eine Rakete müßte schon Monate hindurch ununterbrochen beschleunigt werden, wenn sie nennenswerte Bruchteile der Lichtgeschwindigkeit erreichen soll. Die dazu notwendigen Triebwerke gibt es nicht, und es ist auch fraglich, ob sie jemals geschaffen werden können.

Die Natur als Lehrmeister

Eine Erfahrungsregel sagt, daß die Technik im allgemeinen nur das zustande bringt, was die Natur von sich aus schon in irgendeiner Form verwirklicht hat. Nun weiß man ziemlich genau, mit welcher Geschwindigkeit sich die Sterne im Weltraum bewegen. In der weiteren Umgebung unseres Sonnensystems liegen diese Geschwindigkeiten bei 20 bis 30 Kilometern pro Sekunde; den Rekord halten zwei Sterne, die sich mit 300 Sekundenkilometern auf uns zu bzw. von uns weg bewegen. Aber auch das ist ja erst ein Tausendstel der Lichtgeschwindigkeit! Wenn wir also die Natur als Lehrmeister gelten lassen, dürfen wir kaum hoffen, mit unseren technischen Geräten jemals die zur "Zeitdehnung" erforderlichen lichtnahen Geschwindigkeiten zu erreichen.

Es kommt noch etwas hinzu. Je mehr sich ein Raumschiff der Lichtgeschwindigkeit nähert, um so "massiger" wird es (laut Relativitätstheorie) und um so "steifer" in seinen Bewegungen. Die Manövrierfähigkeit nimmt also ab. Nun gibt es innerhalb der Milchstraße ausgedehnte Felder kosmischen Staubs und kosmischer Gase. Diesen "Untiefen" müßte das Raumschiff ausweichen; wenn es aber mit nahezu Lichtgeschwindigkeit durch den Weltraum blitzt, hat es dazu keine Möglichkeit mehr. Die interstellare Raumfahrt wird also, wenn sich wirklich das Problem eines hinreichend starken und dauerhaften Antriebs lösen ließe, an den navigatorischen Schwierigkeiten scheitern. Was hilft da alles Spielen mit der Theorie, wenn sich die Voraussetzungen praktisch nicht erfüllen lassen?!

Betreten verboten!

Daß man zudem einen Fixstern niemals unmittelbar betreten kann, geht schon aus der einfachen Überlegung hervor, daß diese Himmelskörper ja — wie unsere Sonne — glühende Gasbälle sind. Wir würden auf der Stelle verbrennen, wenn wir uns ihnen näherten. Es wäre allenfalls denkbar, daß sich die Raumfahrer in "achtungsvollem Abstand" von einem solchen Fixstern halten und nachforschen, ob vielleicht erkaltete Planeten um ihn kreisen, auf denen eine Landung möglich wäre. Von der Erde aus läßt sich das nicht entscheiden. Bei der Myriadenzahl von Sternen darf man schon annehmen, daß es noch weitere "Mehr-

Alles war so verdaechtig

Seltsames Erlebnis in einer großen Stadt

Von Hans Neumann

In dem Lokal der Millionenstadt begannen sich die Tische zu leeren. Mitternacht war bereits vorüber. Der Ventilator über der Eingangstür brummte jetzt lauter und vernehmlicher. Er klang wie das Schlaflied eines alten Mannes, der ein paar müde Menschen einschläfern wollte. Die wenigen besetzten Tische noch glichen Oasen einer trüben Geselligkeit. Die Gespräche, die von ihnen bis zu mir herüberdrangen, bewegten sich um das allzubekannte Thema einer nächtlichen Großstadt. "Was machen wir jetzt noch? Wohin gehen wir nun?"

Dann waren auch jene Tische leer geworden. Die Ober rechneten bereits ab. An der Theke stand der Bierhahn still, und ein müdes Mädchen wischte den letzten Schaum von dem blanken Metall.

Ich war fremd in dieser Stadt. Das ungemütliche Hotelzimmer reizte mich nicht. Auch war ich noch gar nicht müde. Schlafen? Nein, noch nicht.

Ich ging an die Garderobe und ließ mir Mantel und Hut reichen. Die schon ältliche Garderobenfrau band sich ihr weißes Häubchen von dem schon grauen Haar und knüpfte sich das kleine weiße Schürzchen ab.

Da vernahm ich die Stimme des Oberkellners. "Beeilen Sie sich", sagte er zu der ebenfalls schon schläfrig Dreinschauenden. Ein paar andere Ober trieb er ebenfalls zur Beeilung an. Warum hatten sie es so eilig? Wohin wollten sie noch? Sonderbar, sie sahen alle so müde aus, und dennoch! Sie hatten in dieser Stadt ihr Zuhause, ihr Bett, und wollten weiter die Nacht zum Tage machen?

Dann gingen sie vor mir auf der Straße, die schon ganz menschenleer war. Nur ein paar Kraftwagen huschten noch über den regennassen Asphalt. Aber die Lichtreklamen liefen noch. Aufblitzende und wieder verlöschende große Buchstaben in allen Farben. Kreise und Figuren, flammende Blitze und große verheißungsvolle von Sektmarken, Schnapssorten und Einladungen in Kabaretts und Bars. Magie der Großstadt!

Wie die kleine Gruppe in ihren dunklen Kleidern und Anzügen so vor mir herging, mußte ich einmal lächeln. Sehr fröhlich sahen sie nicht aus. Nein, sie ähnelten mehr einer kleinen Trauergemeinde, die gerade vom Friedhof zurückkam. So stumm und still. Gewiß, sie wollten noch in die Nachtvorstellung des "Atriums". Dort lief gerade der aufregendste Film der Woche. Oder sie suchten noch eine Bar auf. Vielleicht die "Zum blauen Kakadu" oder das "Tivoli". Vielleicht aber auch wollten sie noch am Bahnhof ein Bier trinken, sozusagen zum Abschluß, weil es dort besser schmeckt als an der Stätte ihrer Arbeit.

Jedoch, sie gingen am "Atrium" vorüber, auch am "blauen Kakadu" und schlugen gar nicht den Weg zum Bahnhof ein. Dafür bogen sie jetzt in eine dunkle Seitengasse ab.

Hier brannten keine Bogenlampen mehr, wie auf den Hauptstraßen, sondern ein paar müde Gaslaternen schickten ihr blinzendes Licht in die Enge der Straße. Es regnete weiter. Es gurgste aus defeckten Dachrinnen, und überall flossen trübe Rinnsale in die Gosse, wo sie sich zu Pfützen stauten.

Sehr vertrauenerweckend sah diese Gasse nicht aus. Ich hatte mit einem Mal ein beklemmendes Gefühl. Jedoch, mein Interesse an dieser rätselhaften Gesellschaft wuchs von Minute zu Minute.

Ganz dunkel war die Gasse. Die Fenster sahen wie graue Löcher aus. Hinter den verschlossenen Haustüren schien das Verbrechen zu lauern. Erst gestern Nacht war in einer solchen Gasse ein Mord geschehen. Nein, alles war so unheimlich auch auf ihr.

Nur ein Haus hatte noch Licht. Eigentlich eine ganze Etage von vier Fenstern und in dieses Haus gingen sie hinein.

Ich blieb auf der anderen Straßenseite stehen und wartete ab.

---

fachgebilde" nach Art unseres Sonnensystems im Weltall gibt. Ein Betreten der Zentralgestirne jedoch — und nur diese können wir von der Erde aus sehen — ist in jedem Fall ausgeschlossen.

Pascual Jordans Zeugnis

Das Bewußtsein von den Grenzen der Weltraumfahrt ist bei den Astronomen vom ersten Tag an lebendig gewesen. Aber auch viele Techniker und Physiker haben bald zur Besonnenheit gemahnt. So schreibt der Hamburger Atomphysiker und CDU-Bundestagabgeordnete Professor Pascual Jordan in seinem Bändchen "Wie sieht die Welt von morgen aus?" (List-Verlag, München): "Wir werden kaum fehlgehen in der Überzeugung, daß die jetzt beginnende Raumfahrt auf lange hinaus das Planetensystem unserer Sonne als den größtmöglichen Schauplatz ihrer Entfaltungen betrachten muß — daß wir also am Beginn eines "planetarischen Zeitalters" stehen. Dieses Zeitalter dürfte mindestens Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende umfassen; und was danach kommen könnte, entzieht sich der Prognose." –

Was war das für ein Haus? Vielleicht eine Spielhöhle. Ich wußte, daß es in dieser Stadt mehrere solcher Spielkasinos mit erlaubtem und verbotenem Glücksspiel gab. Wie man sich doch in den Menschen täuschen kann! Sie sahen so gediegen aus, so einfach und anständig!

Obwohl es weiter regnete, stand ich noch immer unter einer Gaslaterne und wartete weiter ab. Jetzt kam ein junges Mädchen an. Die hellen Strümpfe hoben sich deutlich von dem dunklen Mantel ab. Sie sah so überaus mondän aus, und als sie an mir vorüberging, streifte mich eine Welle ihres Parfüms. Da bog auch sie nach diesem Hause ab und verschwand hinter der halbgeöffneten Tür.

Dann kam noch ein Mann mit einem breiten schwarzen Hut. Er trug ein Cello unterm Arm. Natürlich, ein liederlicher Musiker, der auch nicht nach Hause fand. Hoffentlich warteten daheim nicht Frau und Kinder auf ihn, während er dort drinnen seine Gage verspielte. Nein, eine große Stadt hat so viele Gesichter, gute und böse. Diese Gasse aber schien nur ein böses, schlechtes Gesicht zu haben!

Endlich kam eilig ein Schutzmann daher. So, jetzt wird es interessant! Bestimmt ist er dieser dunklen Gesellschaft auf der Spur. Aber, wie unklug von diesem Polizisten! Ein Kriminalbeamter, der etwas aufdecken, jemanden überraschen will, der geht doch nicht in Uniform? Ich kenne die Kripo nur in unauffälligem Zivil. Komisch! Aber dennoch weiter spannend. Nein, hier passiert bestimmt noch etwas, etwas ungemein Aufregendes!

Da nehme ich trotz des Regens plötzlich den Hut vom Kopfe. Durch die stille Gasse klingt eine bekannte Melodie, und jetzt höre ich auch, was die da drüben in der ersten erleuchteten Etage singen.

"Hier liegt vor Deiner Majestät", vernehme ich jedes Wort jenes Meßgesanges, den ich daheim jeden Sonntag mitsinge.

Wie eigenartig das hier klingt! Lange nach Mitternacht. Und der Regen summt seine eigene Weise dazu.

Ich gehe langsam über den nassen Fahrdamm, nähere mich der Tür und trete ein. Wie friedlich es hier drinnen ist. Eine junge Frau in einer Art Pforte, wie ich sie von Klöstern her kenne, sagt zu mir sehr liebenswürdig: "Die heilige Messe hat gerade begonnen. Im ersten Stock rechts, bitte!"

Ich steige die Stufen empor und atme den Weihrauch ein, der durch das saubere Treppenhaus schwelt. Und dann stehe ich vor der weitgeöffneten Kapellentür.

Der Priester dreht sich gerade zum "Dominus vobiscum" um. Hinter ihm brennen Kerzen, und es duftet nach den ersten Blumen des Frühlings, welche ein wunderschönes Madonnenbild einrahmen.

Dann schaue ich auf die Versammlung der andächtigen Beter. Das kleine Harmonium schweigt gerade, und der Oberkellner, der so zur Eile angetrieben hat, liest laut auf Deutsch die Orationen des Tages. Das hübsche junge Mädchen mit dem Parfümduft kniet in meiner Nähe. Sie hatte den Kopf in beide Arme gestützt und ist ein Anblick andächtiger Versunkenheit. Der breite schwarze Hut des Musikers hängt an dem Aufsatz der Betbank. Er selbst betet. Der Schutzmann hat seinen Tschako unter den Arm geklemmt, um besser seinen "Schott" halten zu können, und die müde Garderobefrau sieht plötzlich ganz munter aus und hat so ein heiter-frommes Lächeln auf dem Gesicht.

Dann ist der Gottesdienst zu Ende. Wieder leert sich der Raum, ein öffentlicher Raum, aber er hat ein ganz anderes Gesicht, wie auch die Menschen, die ihn jetzt innerlich froh verlassen. Sie haben Gott, ihrem Vater und Ernährer — denn morgen, nein, schon heute, ist Sonntag — die Ehre gegeben. Hier, in diesem Nachtgottesdienst für die Angestellten des Gaststättengewerbes, des Theaters und der Kinos, der öffentlichen Dienste, wie Polizei, Feuerwehr, Bahn und Post, und vieler anderer Einrichtungen einer großen Stadt mehr. Und jetzt gehen sie nach Hause, um sich auszuschlafen, denn schon am Mittag beginnt ihr Dienst, während die anderen ihren Sonntag feiern, nicht wenige ohne den Segen des Herrgotts. –

Dabei will ich verbleiben

**Was Gott tut das ist wohlgetan,
Es bleibt gerecht sein Wille.
Wie er fängt meine Sachen an,
Will ich ihm halten stille.
Er ist mein Gott,
Der in der Not
Mich wohl weiß zu erhalten,
Drum laß ich ihn nur walten.**

**Was Gott tut das ist wohlgetan,
Dabei will ich verbleiben,
Es mag mich auf die rauhe Bahn
Not, Tod und Elend treiben,
So wird Gott mich
Ganz väterlich
In seinen Armen halten.
Drum laß ich ihn nur walten.
Was Gott tut das ist wohlgetan,
Er wird mich nicht betrügen.
Er führet mich auf rechter Bahn,
So laß ich mich begnügen
An seiner Huld
Und hab Geduld.
Er wird mein Unglück wenden.
Es steht in seinen Händen.**

Samuel Rodigast (1649–1708)



Die fernsten Voelker sind jetzt unsere Nachbarn

Von Ernst Schnydrig

Es war im katholischen Volk schon die Rede von Asien und Afrika — und zwar bis ins letzte Bergdorf —, lange bevor Auslandsberichte Modeartikel wurden. Großmütter und Großväter wußten eigentlich erstaunlich viel über China oder Südseeinseln; sie hatten ein halbes Dutzend Missionsblätter abonniert — und lasen sie auch. Und sie lasen mit Herz. Denn sie suchten nicht bloß Unterhaltung, wenn sie nach Feierabend oder am Sonntagnachmittag die Brille aufsetzten, um in diesen Heftchen zu blättern. In den Missionsheftchen war viel von großen Sorgen die Rede, die ein Missionar im afrikanischen Urwald oder in der Mandschurei unter schlitzäugigen Gläubigen hatte; und diese Klagen aus sehr fernen Ländern wurden auch zu Sorgen in einem Rheinstädtchen oder in einer Schwarzwälder Bauernstube. Und man half, vom Schwarzwald in den afrikanischen Urwald.

Viele Leute, die heute stolz sind auf das, was die neuen internationalen Hilfswerke der Vereinigten Nationen leisten, wären sicher erstaunt, wenn sie die Millionenbeträge, die seit Generationen vom katholischen Volk als Missionsbeihilfe gespendet wurden, unter einem Schlußstrich hätten. Auch das war Hilfe gegen Hunger und Krankheit in der Welt; denn schon immer war es so, daß der Missionar nicht bloß für die Predigt besorgt sein mußte, sondern auch für das Brot, die Schule und das Spital. Er bettelte dafür bei seinen Landsleuten, und diese bauten Kirchen, Schulen, Spitäler in Asien und Afrika, als von internationalen Hilfsorganisationen für unterentwikkelte Länder noch keinerlei Rede war, hingegen sehr viel über die Weiterentwicklung und immer bessere Ausbeute von Kolonialmärkten.

Wer Sinn hat für historische Entwicklungen und Gefühl für Verantwortlichkeit, der wird sich darüber freuen, daß es heute große internationale Hilfsorganisationen gibt, die im Namen vieler Völker dort helfen wollen, wo die größte Not ist. Völkerelend kann man nur durch die Hilfe ganzer Völker heilen. Aber daß die Kirche nicht darauf gewartet hat, bis die FAO, die WHO, die UNESCO, die Weltbank gegründet wurde, um fremden Völkern, Brot, Arznei und das Alphabet zu bringen, das ist eine Tatsache, die man nicht zu verschweigen braucht in einer Zeit, die nun endlich die große Not der Hungervölker entdeckt hat und sich Vorwürfe machen muß, weil die Einsicht und Hilfe so spät kommt. Gewiß, die Kirche hat keine Spezialisten zu den fremden Völkern geschickt, wie sie jetzt von den Vereinten Nationen ausgesandt werden, keine Wirtschaftsplaner, Ingenieure, Agrarökonomen. Sie schickte ganz einfach beherzte Menschen.

Die älteren Leute unter uns können sich noch gut an die Zeit erinnern, da noch große Expeditionen ausgerüstet wurden, um das Innere fremder Kontinente zu erforschen. Jahrelang manchmal wurden diese Expeditionen vorbereitet. Und wenn sie dann an den Oberlauf des Nils oder ins Innere asiatischer Steppen vordrangen, fanden sie dort den Missionar, vielleicht einen Landsmann aus dem Hotzenwald. So selbstverständlich ist das nicht, daß schon vor Zeiten, als es noch nicht Brauch war, sehr weit über das Dorf hinauszugehen, immer wieder junge Leute aus einfachen Stuben Abschied nahmen, um ohne jede Sicherung in fremdes Land zu gehen. Immer wieder ein Sohn oder eine Tochter, die dann fürs ganze Leben fehlten; denn es ist noch nicht so lange her, da war der Auszug in die Missionen ein Abschied fürs Leben. Daß solche Opfer für fremde Völker nicht vereinzelt blieben, sondern ununterbrochene Tradition seit Jahrhunderten sind, ist allein schon Beweis genug, wie stark die Sorge um landesfremde Not von jeher im katholischen Volk verwurzelt war.

Es wäre zu billig, wollte man einwenden, daß unser Volk seine Missionare, Brüder und Schwestern ans andere Ende der Welt geschickt habe, nicht um leibliche Not zu lindern, sondern um den Glauben zu predigen. Gewiß, sie gingen, um den Glauben zu predigen, aber einen Glauben, der auch Brot zuträgt, weil er verbietet, über Gott zu reden, ohne daß man gleichzeitig auch Nothelfer ist. Wie sehr die Missionare auch diesen zweiten handwerklichen Teil ihrer Predigt ernst nahmen, das bekam die alte Heimat sehr schnell und dauerhaft zu spüren. Die Missionare waren zu allen Zeiten auch die renomiertesten Bettelsäcke der heiligen römischen Kirche; sie haben den Klingelbeutel sehr fleißig in die Kirchenbänke geschickt, haben beschwörende Formeln von der Kanzel gepredigt, haben die Briefkästen gefüllt und sind auch wohl selber in die Häuser gegangen und haben dort dann sehr viel weggetragen.

Nie ist unser Volk dieses Drängens müde geworden. Das Missionsopfer war und bleibt die populärste Kirchenkollekte. Will ein Pfarrer für dringende Fälle sein Sonntagsopfer auch nur um weniges vermehren, dann muß er sich die Seele aus dem Leib reden; steht aber ein Missionar auf der Kanzel, dann kommt die Opferbüchse erst am Ende der Messe und mit Rekordertrag aus den Kirchenbänken zurück. Dabei sind Missionspredigten selten besonders "fromm", es ist in ihrem Evangelium sehr viel von Krankenstationen, Schulen, Lehrwerkstätten und ähnlichen weltlichen Dingen die Rede. Und trotzdem sind die

Leute von einer solchen Predigt angerührt; als hätten sie jetzt, da jemand von seinen sehr armen Leuten in Afrika erzählt, wieder besser begriffen, wie sehr die Brotvermehrung und die Krankenheilung zur Frömmigkeit des Evangeliums gehören.

Wenn jetzt die Bischöfe aufrufen zu einer großzügigen Hilfe für die hungernden Völker, wollen sie dann bloß neuen Eifer predigen für das, was schon immer gute alte Tradition war? Der Fastenhirtenbrief der Bischöfe will mehr: nicht bloß neuer Spendeeifer ist gefordert, sondern ein neues Denken über fremde Völker. Die technische Entwicklung hat uns in ein ganz anderes Verhältnis zu diesen Völkern gebracht, das haben wir immer noch zu wenig begriffen. Man fährt jetzt nicht mehr monatelang über Land und Meer, um zu einem fremden Volk zu gelangen— man macht jetzt Weltreisen im Stundenplan. Diese und viele ähnliche Tatsachen, die alle deutlich machen, daß die Welt kleiner geworden ist und wie sehr die Völker immer enger zusammengedrängt werden, müssen uns nachdenklich machen. Die fernsten Völker sind jetzt unsere Nachbarn; sie haben nicht mehr bloß den Missionar, sie haben jetzt die ganze Christenheit vor Augen. Und wir — es ist eine Begegnung auf halben Weg —, wir wissen doch auch sehr viel mehr über diese Völker als frühere Generationen. Jetzt erst liegt die weltweite entsetzliche Not ganzer Kontinente offen zutage; und es ist keine Frage, daß die Christenheit damit vor ganz neue Verantwortlichkeiten gestellt ist. Unsere Missionare haben gepredigt und geholfen. Jetzt, wo die ganze Christenheit den darbenden Völkern so nahe vor Augen gerückt ist, müssen die Christen insgesamt ihnen durch ihr Leben predigen, und der Hauptteil dieser Predigt kann in dieser heutigen Situation, daran ist kein Zweifel, nur die Tat der brüderlichen Hilfe sein. –

Solange man liebt, richtet man nicht. Urteilen bedeutet: nicht mehr lieben — und es bedeutet bereits zerstören, denn der Tod lebt nur von den Rückzügen der Liebe. Das Werk des Henkers beginnt mit dem Spruch des Richters.

Die alte Frau fand das richtige Wort

Erzählung von C. K. Falan

Als wir von der Wochenendfahrt in die Stadt zurückkehrten, war es bereits dunkel. Der kleine Motor hatte stundenlang getukkert, ohne auch nur einmal gemuckt zu haben: “Wir haben eine schöne Fahrt gemacht”, sagte meine Frau. Wir näherten uns dem Bahnübergang, der gewöhnlich geschlossen ist, wenn man sich ihm mit dem Auto nähert. Die Schranken waren auch diesmal heruntergelassen. Ich kuppelte aus und ließ den Wagen langsam ausrollen.

“Warum die nur die Schranken immer so früh zudrehen”, sagte meine Frau unwillig.

“Wir haben ja Zeit!” hielt ich dagegen und stellte den Motor ab. In kurzer Zeit hatten sich zu beiden Seiten des Bahnüberganges Fahrzeugschlangen gebildet. Niemand hupte, obgleich aller Geduld ein wenig zu sehr strapaziert wurde.

Plötzlich näherten sich in schneller Fahrt Geräusche kleiner Motoren. Es waren junge Mopedfahrer, die gerne mit Elan dahinbrausen und erst im allerletzten Augenblick vor einem Hindernis die Notbremse ziehen, daß die Bremstrommeln und Reifen nur so quietschen. Dabei fährt einem der Schreck in die Glieder.

Die Heranstürmenden schienen aber die Bedeutung der Autoschlange nicht früh genug erkannt zu haben. Zwei von ihnen gelang es trotzdem noch, die Notbremse mit Erfolg zu ziehen. Der dritte von ihnen raste mit unverminderter Schnelligkeit auf die Schranke zu. Meine Frau griff mit der linken Hand nach meinem Arm, mit der rechten versuchte sie, ihren Mund zuhalten. Ihr Schrei war laut und schrill. Der junge Mann rasselte gegen die Schranke, dabei schoß das kleine Fahrzeug darunter hindurch und zog seinen Fahrer hinter sich her. Mit dem Hals blieb er im Gitter der Schranke hängen, die ihn wiederum federnd zurückzog.

“Raus! komm raus!” schrie der Schrankenwärter und stürzte aus seinem Häuschen hervor.

“Der Zug!” wimmerte meine Frau, und ehe ich aus dem Wagen war, kam der Mopedfahrer auf allen vieren unter der Schranke hervorgekrochen. In der Angst vor dem Zuge hatte er sein ungehorsames Zweirad vergessen. Ich hörte schon die Räder der Lokomotive knirschend darüberhinwegrollen, da schoß ein wartender Radfahrer nach vorn und zerrte das Unglücksfahrzeug aus der Gefahrenzone. Dann ratterte der Zug vorüber.

“Kerl!” brüllte der Schrankenwärter, dessen Schrankenbäume den Dienst versagten, “du müßtest jetzt noch gehörig die Jacke vollhaben!”

“Unverantwortliche Raserei!” schimpfte eine Frau auf dem Bahnsteig.

“Dieser dumme **Lümmel”,** dachte ich.

“Dem sollten sie ein für allemal sein Moped wegnehmen und das Fahren verbieten”, ereiferte sich ein Autofahrer, während ein anderer etwas über die Jugend von heute murmelte.

Eine Motorradfahrerin rief ihrem Fahrer ins Ohr: “Der hat jetzt erst einmal genug. Geschieht ihm ganz recht.”

“Jetzt steht man hier und kann nicht weiter. Den Bengel möchte ich mir mal vornehmen. Ist ja eine Tollheit!” schimpfte der Fahrer des Linienbusses. Sein Schaffner hatte auch nicht gerade freundliche Worte für den Verunglückten, der mit schmerzverzerrtem Gesicht dastand.

“Der blöde Hund!” sagte ein Lastwagenfahrer rauh und kurz.

“Der Junge hatte einen Schutzengel”, sagte eine alte Frau so, daß es alle hören konnten. “Ein Glück, daß ihm nichts zugestoßen ist.” –

Aus der katholischen Welt

30 000 Messen täglich — Beim Eucharistischen Weltkongreß in München werden täglich von Priestern aus aller Welt 30 000 heilige Messen zelebriert. Die Katholische Landjugend Badens hat für den Kongreß, der im August 1960 stattfindet, zur Sammlung von Weizen und Wein für Hostien und Meßwein aufgerufen. Während des Eucharistischen Kongresses werden täglich Hunderttausende von Gläubigen die heilige Kommunion empfangen.

Nachdrücklich empfohlen — Der Kreis Oldenburg-Land hat als dritter Landkreis im niedersächsischen Regierungsbezirk Oldenburg Maßnahmen eingeleitet, die den guten Film fördern und den nicht sehenswerten zurückdrängen sollen. Der Kreistag Oldenburg-Land faßte in diesem Zusammenhang den Beschluß, allen politischen Gemeinden den Aushang des evangelischen und katholischen Filmdienstes nachdrücklich zu empfehlen, um den negativen Auswirkungen des Film-Blind und -Blocksystems zu begegnen. Zwei Drittel der entstehenden Kosten werden aus Kreismitteln bestritten. — Von den Landkreisen Vechta und Cloppenburg werden bereits seit mehreren Jahren Filme, die von den kirchlichen Filmdienststellen positiv bewertet werden, finanziell gefördert.

Beichte in 25 Sprachen — In der Erzdiözese Wien stehen Beichtväter für insgesamt 25 gängige und auch weniger bekannte Sprachen zur Verfügung.

Die Liste der "Beichtväter für Fremdsprachen" im Wiener Diözesanschematismus beginnt mit Armenisch, das von den Patres des Mechitaristenklosters gesprochen wird. Für Bulgarisch steht ein Geistlicher zur Verfügung, für die dänische Sprache gibt es zwei Beichtväter. In Englisch kann man in 24 Kirchen Wiens und der Landgebiete der Erzdiözese die Beichte ablegen, in Esperanto allerdings nur in einer Wiener Kirche. Für Flämisch gibt es zwei Beichtväter. In 34 Kirchen der Erzdiözese, davon 23 Wiener Kirchen, wird in französischer Sprache Beicht gehört. Griechisch spricht ein Priester des Mechitaristenklosters. Für Holländer stehen in acht Kirchen sprachenkundige Seelsorger zur Verfügung. In italienischer Sprache kann man in 25 Wiener- und sechs Landkirchen beichten, in Kroatisch in acht Kirchen der Diözese. Weitere "Beichtsprachen" in der Erzdiözese sind Norwegisch, Polnisch, Portugiesisch, Rumänisch, Russisch, Schwedisch, Serbokroatisch, Slowakisch, Slowenisch, Spanisch, Tschechisch — in 21 Kirchen der Diözese — Türkisch und Ukrainisch. Ungarnflüchtlinge können in 14 Kirchen der Erzdiözese Wien in ihrer Muttersprache beichten.

Erzdiözese Nagasaki — Zur Erzdiözese hat Papst Johannes XXIII. die durch Atomboben schwer zerstörte Stadt Nagasaki erhoben und Bischof Yamaguchi zum ersten Erzbischof ernannt. Zur Erzdiözese Nagasaki gehören die Suffraganbistümer Fukuoka und Kagshima. — Erzbischof Yamaguchi, 1894 geboren, wurde 1923 zum Priester geweiht. Seit 1937 ist er Bischof von Nagasaki.

Start frei — Zum ersten Male haben zwei Ordens schwestern in Italien den Führerschein 1. Klasse für Flugzeuge erworben. Sie gehören zu einer Gruppe von 20 Missionaren, die beim Airo-Club in Turin die Flugschule besuchen. Die beiden Schwestern werden nach Pakistan in die Missionen gehen. — In einem von Priestern und Laien in Turin gemeinsam gegründeten Internationalen Zentrum lernen zur Zeit auch Missionare die Bedienung von Hubschraubern.

Große Zunahme an Ordenspriestern – In den letzten vierzig Jahren verdreifacht – Zahl der Brüder verringert — Die Zunahme an Ordenspriestern in Deutschland ist so groß, daß sie den relativen Rückgang an Weltpriestern zwischen den Jahren 1950 und 1956 fast ausgleicht. Seit 1915 findet in dem zahlenmäßigen Verhältnis der Welt- und Ordenspriester eine stetige und beachtliche Verschiebung zugunsten der Ordenspriester statt. Diese Beobachtung gilt nicht nur allgemein für Deutschland, sondern auch für die meisten deutschen Bistümer im einzelnen.

Weniger günstig ist nach diesem Überblick, den der Direktor der Zentralstelle für kirchliche Statistik, Dr. Franz Groner (Köln), vorlegte, die Situation der Ordensbrüder. Gegenwärtig gibt es über 4600 Brüder, 1937 betrug deren Zahl rund 8000. Nach 1945 bis 1956 ist zwar eine nicht unbeträchtliche Zunahme zu verzeichnen, von da ab jedoch ein stetiger Rückgang. Den relativ besten Nachwuchs haben noch die Missionsorden.

Die Zahl der Ordensschwestern beträgt rund 93 000. Erst in diesem Jahr hat sich ein kleiner Rückgang bemerkbar gemacht. Allerdings verzeichnen einige Genossenschaften einen Zuwuchs von zehn und mehr Prozent, während bei einem Drittel der Frauenklöster ein erschreckender zahlenmäßiger Rückgang und zunehmende Überalterung festzustllen ist.

Titularbischof Grzondziel — Papst Johannes XXIII. hat den früheren Spiritual im Breslauer Priesterseminar, Heinrich Grzondziel, zum Titularbischof ernannt. Er wird dem Generalvikar des Primas von Polen in Oppeln, Titularbischof Jop, als Weihbischof beigegeben. Bischof Grzondziel wurde 1897 geboren und am 17. März 1923 zum Priester geweiht. Die Ernennung ändert nach Mitteilung zuständiger vatikanischer Stellen nichts an der bisher vom Heiligen Stuhl geübten Praxis, bis zum Abschluß eines Friedensvertrages keine Residenzialbischöfe in den polnisch verwalteten Ostgebieten zu ernennen. Bekanntlich werden die Diözesen in diesen Gebieten von Generalvikaren geleitet, die Kardinal Wyszynski als Primas von Polen direkt unterstehen und aus seelsorgerischen Gründen mit der Würde eines Titularbischofs ausgezeichnet sind. Diesen Generalvikaren wurden bereits mehrfach Weihbischöfe beigegeben, die jedoch nicht als Weihbischöfe der Generalvikare, sondern als Weihbischöfe Kardinal Wyszynskis zu betrachten sind.

Zweiter Privatsekretär des Papstes — Ein Nichtitaliener ist zunächst zeitweise zum zweiten Privatsekretär von Papst Johannes XXIII. bestellt worden. Während des Sommeraufenthaltes des Papstes in Castel Gandolfo wird der irische Prälat Thomas Ryan, Leiter der Fremdsprachen-Abteilung der Sektion für ordentliche Angelegenheiten im Staatssekretariat, gemeinsam mit Msgr. Capovilla die Arbeiten des Privatsekretärs wahrnehmen. Prälat Ryan war mit dem jetzigen Papst zum erstenmal zusammengetroffen, als dieser Apostolischer Delegat in Konstantinopel war. Damals war Ryan Sekretär des Delegaten Roncalli. Schon in Konstantinopel entwickelte sich zwischen dem jetzigen Papst und dem irischen Geistlichen ein gutes Verhältnis, das in vatikanischen Kreisen auch heute noch trotz des Altersunterschiedes von rund 30 Jahren als "freundschaftlich" bezeichnet wird. Bald nach seiner Wahl zum Papst hat Johannes XXIII. Prälat Ryan zu sich gerufen, um bei ihm englischen Sprachunterricht zu nehmen

Antikommunistischer Katechismus in den U.S.A. — Der Erzbischof von Boston, Kardinal Cushing, und der zum Katholizismus übergetretene ehemalige Chefredakteur der kommunistischen Zeitung "Daily Worker", Budenz, bereiten gemeinsan einen "antikommunistischen Katechismus" vor. Der Kardinal erklärte, daß dieser Katechismus den Amerikanern die Gefahr des Kommunismus stärker zum Bewußtsein bringen soll.

"Mission Roulotte" am Werk

Vom Missionseinsatz französischer Laien

Wenn wir das Wort Mission hören, dann bilden sich in uns fast zwangsläufig die Vorstellung eines abenteuerlichen Unternehmens, das in das Innerste des Urwaldes zu primitiven Eingeborenenstämmen hinführt, zumindest aber schweift bei der Erwähnung dieses Namens unser Blick über das Meer hin zu den fernen Kontinenten Asiens und Afrikas. Als auf dem Mainzer Katholikentag 1948 der verstorbene Jesuitenpater Ivo Zeiger Deutschland zumMissionsland erklärte, da erregte diese Bemerkung verständlicherweise erhebliches Aufsehen. Einige Jahre zuvor hatte schon im benachbarten Frankreich der Abbé Godin eine noch tiefer greifende Schockwirkung unter seinen Landsleuten ausgelöst durch sein Buch, das schon in der Titelstellung aufhorchen ließ: "Ist Frankreich ein Missionsland?" (Die deutsche Ausgabe ist unter dem Titel: "Zwischen Abfall und Bekehrung", Offenburg 1950 bekannt geworden.) Mit Hilfe eines reichen Zahlen- und Tatsachenmaterials konnte er den Nachweis erbringen, daß Frankreich, einstens als älteste und treueste Tochter der Kirche gefeiert, seit zwei Jahrhunderten von einer Welle der Entchristlichung erfaßt worden sei, die nur noch wenige Inseln des Glaubens im Lande zurückgelassen habe. In der nüchternen Sprache der Zahlen ausgedrückt, ergab sich folgendes Bild: Von den 94 Prozent katholisch getauften Franzosen erfüllen rund 15 Prozent ihre Sonntagspflicht. Dieser Gesamtdurchschnitt umfaßt sowohl die noch traditionsreichen Gebiete, deren Gottesdienstbesucherzahl auf 80 bis 90 Prozent ansteigt, wie auch ausgesprochene entchristlichte Räume. Wer sich einmal vor eine Landkarte Frankreichs führen läßt, auf der die jeweilige Höhe und Tiefe des religiösen Lebens in seiner geographischen Entfaltung eingezeichnet ist, beginnt das Ausmaß des Glaubensabfalls zu ahnen. Können wir uns vorstellen, daß es beispielsweise Dörfer gibt, deren Einwohner zu 95 bis 98 Prozent keinen Anteil mehr am kirchlichen Leben nehmen? In einer Pfarrei weist das Pfarregister seit 20 Jahren keine Taufe, keine kirchliche Trauung und keine kirchliche Beerdigung mehr auf (s. A. Dansette: "Das Schicksal des französischen Katholizismus" 1926 bis 1956, Paris 1957, S. 20).

Darf man angesichts dieser Tatsachen jene tadeln, die Frankreich heute den Charakter eines Missionslandes zuerkannt haben? Es braucht uns nicht zu verwundern, daß diese schonungslose Bestandaufnahme bei den Katholiken des Landes eine heilsame Besinnung ausgelöst hat. Das Gewissen war erwacht und wollte nicht mehr zur Ruhe kommen. Diese beängstigende Situation der Kirche rief nach Abhilfe. Die Priester des Landes konnten aus eigenen Kräften dieser Not nicht mehr wirksam begegnen. Eine Mauer des Vorurteils baute sich vor ihnen auf, die sie nicht allein durch ihren priesterlichen Einsatz zum Einsturz bringen konnten. In dieser ernsten Situation wuchs ihnen echte Hilfe von seiten der Laien zu. Das neuerwachte Kirchenbewußtsein weckte in den Seelen der gläubigen Laien das Verantwortungsgefühl für das Reich Gottes. Die Geschichte des neuerwachenden französischen Katholizismus kann ohne die aktive Mitarbeit der Laienkräfte nicht geschrieben werden. So bezeichnete der Aufbau und die Wirksamkeit der Katholischen Aktion einen Meilenstein in der gegenwärtigen Periode der französischen Kirchengeschichte. Wo immer Apostolatsformen zur Anwendung gelangten, da hatten an ihnen die Laien maßgeblichen Anteil.

Seit etwa 30 Jahren sind nun eine Unzahl von Bemühungen um die Bekehrung der Abgefallenen, der sog. "Neuheiden" unternommen worden und die Kunde von neuen Missionsmethoden reißt bis heute nicht ab. Besonders fruchtbar erwies sich die erste Zeit nach der Besetzung Frankreichs, aus der die Kirche nach innen und nach außen erheblich gestärkt hervorgegangen war. In diese Nachkriegszeit fällt auch die Neugründung eines Missionsunternehmens, das in diesem Jahre bereits auf eine zwölfjährige Tätigkeit zurückblicken kann. Von dem fahrbaren Wohnwegen, der die Missionszentrale beherbergt, hat dieses Unternehmen seinen Namen: "Mission Roulotte". Seine Besonderheit besteht darin, daß

ZUM MISSIONSSONNTAG

Bisher hat der mohammedanishe Block allen Bekehrungsversuchen widerstanden. Und doch sind es gerade die Mohammedaner, die neben uns Katholiken eine besondere Verehrung zur Jungfrau Maria entwickelt haben. Auch der Koran, das hl. Buch der Mohammedaner, kennt die unbefleckte Empfängnis, die Verkündigung des Engels und die jungfräuliche Geburt unseres Herrn. Gewiß, manches aus dem Marienleben, wie wir es im Koran finden, stammt aus der Legende, aber im großen und ganzen stimmt es mit unserer Auffassung überein. Sogar Marienwallfahrtsorte sind den Mohammedanern nicht unbekannt, doch ist Maria für die Mohammedaner nicht die Mutter Gottes, sondern die Mutter des Propheten Jesu, der selbst nur ein Vorläufer Mohammeds war. Immerhin ist der Marienkult ein schmaler Steg, der uns mit den Mohammedanern verbindet. Wir beten mit der Kirche, daß der alte Spruch: "Durch Maria zu Jesus" auch bei den Mohammedanern seine Wahrheit beweisen möge. N.K.

hier die Missionsarbeit gemeinsam von Priestern und Laien getragen wird. Ja, die Hauptlast der Arbeit ruht auf den Schultern von Laien, die schon rein zahlenmäßig überwiegen. Jedes Jahr während der Ferienmonate Juli und August finden sich 180 bis 200 ideal gesinnte, meist junge Menschen zusammen, um sich in einem entchristlichten Gebiet Frankreichs als Apostel Christi zu betätigen. Studenten und Studentinnen, Arbeiter und Angestellte, Menschen aus allen Berufsschichten bilden den Teilnehmerkreis. Manche unter ihnen, die in Fabriken oder Büros beschäftigt sind, opfern ihren Jahresurlaub, um während dieser Zeit sich ganz in den Dienst an ihren Brüdern und Schwestern zu stellen.

15 bis 30 "Missionare" werden jeweils zu einer Gruppe (équipe) zusammengefaßt. Sie führen während des ganzen Einsatzes ein gemeinsames Leben, wohnen, essen und arbeiten zusammen. Gerade dieses Gemeinschaftserlebnis ist eine starke Kraftquelle für die tägliche apostolische Arbeit. Aber auch der Zeugnischarakter dieser vorübergehenden Lebensgemeinschaft darf nicht übersehen werden. Welch ein Erstaunen muß nicht der Anblick junger Christen beiderlei Geschlechtes bei den Ungläubigen hervorrufen, die kraft der Gnade Christi drei bis fünf Wochen in aller Reinheit und Sauberkeit zusammenleben! Hier liegt wohl überhaupt die eigentliche Zielsetzung eines solchen zeitlich begrenzten Apostolatseinsatzes: durch das Zeugnis echten gelebten Glaubens die wieder ins Heidentum abgesunkene Bevölkerung auf den beglückenden und erstrebenswerten Lebensart des Christentums aufmerksam zu machen und zum Nachdenken anzuregen. Wieviel Vorurteile und eingefleischte Ressentiments müssen nicht erst wieder überwunden werden, ehe ein echtes Gespräch zwischen Christen und "Neuheiden" fruchtbar werden kann. Neben der Pflege und Vertiefung des religiösen Lebens innerhalb der Equipe (durch tägliche Meßfeier mit anschließender Meditation, geistliches Gespräch in ständiger Ausrichtung auf den täglichen missionarischen Einsatz, private Schriftlesung und gemeinschaftliches Gebet) richtet sich die Aktivität der Gruppe auf die seelsorgliche Betreuung des ihnen zugewiesenen Sektors, der meist ein oder zwei Dörfer umfaßt. Hausbesuche, Beschäftigung mit den Jugendlichen, Veranstaltung von Vorträgen und Diskussionen sowie die Durchführung von liturgischen Handlungen außerhalb der Kirche füllen das tägliche Arbeitspensum aus. Oft wird es so Mitternacht, bis man wieder im Gemeinschaftsquartier anlangt.

Jeder, der einmal an diesem Missionseinsatz teilnehmen durfte, — es gibt bereits "Veteranen", die Jahr für Jahr hier angetroffen werden können und zum festen Kern der "Mission Roulotte" gehören — kehrte reich beschenkt wieder heim. Man mag sich noch so sehr an andere verschenkt haben, am Ende bleibt man doch stets der Empfangende. Es ist keine leere Phrase, wenn bekannt wird, daß diese Wochen so viel an missionarischer Leidenschaft und Liebe zur Kirche in der eigenen Seele entbunden haben, daß man davon ein ganzes Jahr zehren kann. Alle Teilnehmer verdanken der Mission Stärkung und Vertiefung ihres Glaubenslebens. Viele, die sich mehr aus Abenteuerdrang und Erlebnishunger diesem Unternehmen angeschossen hatten, entdeckten hier das wahre Antlitz ihres Glaubens. Sie, die bislang nur sich selbst gelebt hatten, erfuhren das befreiende Erlebnis einer Gemeinschaft, die aus der Opferbereitschaft des einzelnen lebt. Nachhaltiger als jede theoretische Schulung konnte das konkrete Erlebnis das missionarische Feuer im Herzen junger Christen entfachen.

Der Teilnehmerkreis umschließt auch andere Nationalitäten. Denn wer ein Zeugnis für die katholische Kirche ablegen will, muß stets ihre völkerverbindende Kraft bekunden. Kanadier, Belgier, Holländer, Spanier und Deutsche verleihen der Mission ihr internationales Gesicht und machen so etwas deutlich von der Nationen umspannenden Katholizität der Kirche.

Welche Anregungen können wir deutsche Katholiken aus dieser Begegnung mit der französischen Missionsbegeisterung empfangen? Sind die Gegenstäze im kirchlichen Leben der beiden Nationen nicht unüberbrückbar? Nach außen hin unterscheidet sich das Erscheinungsbild der Kirche Deutschlands sehr deutlich von den geschilderten Verhältnissen in Frankreich. Und doch können wir nicht übersehen, daß auch wir deutschen Katholiken uns einer "Missionssituation" im eigenen Lande gegenübergestellt sehen, wenn auch die äußeren Umrisse dieser Gestalt nicht so sichtbar hervortreten. Leider verspürt man hier zu Lande wenig von dem missionarischen Atem, der uns in so mannigfaltiger Ausprägung aus Frankreich entgegenschlägt. Sollten wir uns nicht ein wenig in die Apostolatsschule bei unseren französischen Glaubensbrüdern begeben und unsere missionarische Begeisterung an deren Vorbild entzünden lassen? –

Die Alten

Ihr tragt die unsichtbare Krone!
Euer Haar ist zwar weiß geworden —
Aber das Herz blieb lenzhaft und licht.
Tragt Ihr auch aller Schmerzen Orden,
Beugten sie doch zur Erde Euch nicht.

Denn die Freude an allem Schönen
Hielt Euch jung noch im tiefsten Leid.
Wob einen Schimmer von mildem Versöhnen
Um Euer Sorgen grauestes Kleid.

Lächeln der Reife ward Euch zum Lohne,
Goldene Frucht aus erlittenm Weh —
Wahrlich, Ihr tragt die unsichtbare Krone,
Denn Euer Herz blüht wie Frühling im Schnee!



Der Gangster

Humoreske von Maria Ibele

Franz Xaver Germer schüttelte den Kopf und legte die Zeitung aus der Hand. "Von nichts anderem kann man schon bald mehr lesen, als von Einbrüchen, Überfällen, Gangstern", sagte er. "Und woher kommt es?" Fragend sah er in die Runde, zu seiner Frau und seinem Sohn, die mit ihm am Tische saßen. "Weil kein Mensch mehr arbeiten mag", gab er sich selber die Antwort, da sonst niemand erwiderte. "Aber fein leben möchten sie alle, gerade die jungen Leute von heute. Maßanzüge müssen sie haben und schöne Hemden und Schuhe mit Kreppsohlen und nur sporteln wollen sie und Zigaretten rauchen und ins Kino gehen."

Innerlich belustigt stand Franz Xaver Germer junior auf und ging. Deutlicher hätte der Vater nicht werden können! Draußen im Gang steckte er sich eine Zigarette in den Mund. Jetzt erst recht! dachte er und ging hinüber in die Werkstatt. Frau Germer, die auch verstanden hatte, ärgerte sich wütend über ihren Mann. Konnte der denn gar nichts anderes als seinen Sohn beleidigen, der doch wirklich kein Faulenzer war, wenn er auch sportelte und Zigaretten rauchte und ins Kino ging?!

"Eine Jugend haben wir heute!" fing der Alte erneut an.

Nun wurde es seiner Frau zu bunt. "Die Jugend von heute ist auch nicht schlechter als sie früher war", erwiderte sie gereizt, erregt. "Im übrigen darfst du auch nicht vergessen, was die Jugend von heute schon alles mitgemacht hat. Jahrelang waren die jungen Leute im Krieg und nachher in Gefangenschaft, oder es sind Vertriebene, die nirgends mehr eine richtige Heimat haben. Im übrigen werden die Gangster von heute auch nicht lauter junge Leute sein."

Verächtlich sah Franz Xaver Germar seine Frau an. "Nach deiner Meinung könnte ich in meinen alten Tagen am Ende auch noch ein Gangster werden", entgegnete er aufgebracht, und da Frau Germer nichts antwortete, stand er geräuschvoll auf und schob den Stuhl in den Tisch hinein, er bibberte nur so vor Wut. Eigentlich sollte er jetzt auch in die Werkstatt hinübergehen zum Arbeiten. Wozu aber? Er hatte doch einen "Herrn" Sohn, der immer gar so gescheit daherredete! Franz Xaver Germer wollte jetzt auch einmal leben wie sein Herr Sohn: irgendwohingehen, ein Pfeifchen rauchen und sich irgendwo eine schöne Brotzeit leisten. Er setzte seinen Hut auf, steckte Geld in die Tasche und erschien dann in der Küche.

"Ich habe in der Stadt *drin*nen verschiedenes zu besorgen", erklärte er. "Ich brauche Nägel und Haken, die ich selber kaufen muß, wenn sie richtig sein sollen", sagte er in patzigem Ton und warf dann seinen Rucksack über.

Frau Germer sah ihren Mann an: Ausgerechnet jetzt, da es in die Nacht hineinging, fiel ihm der Einkauf ein! "Geh doch lieber morgen in der Früh!" meinte sie. "Heut wird es doch schon bald dunkel und um diese Zeit treiben sich die Gangster schon umher und warten darauf, jemand überfallen zu können."

Spöttisch lachte Franz Xaxer Germer auf. "Ich bin doch kein Weiberleut nicht, das sich fürchtet", brummte er und stapfte aus der Küche.

Bald hatte Franz Xaver Germer eingekauft, was er haben wollte, und dann kam der Durst, nach einer guten frischen Maß Bier. Er besorgte sich ein schönes Stück Ge-

räuchertes und Brot und ging dann auf die Suche nach einer Wirtschaft, in der man auspacken konnte, ohne daß man schief angesehen wurde. Die Burschen auf der Straße, die an ihm vorübergingen, sahen die eigentlich nicht alle wie Gangster aus mit ihren Haarmähnen? Herunterschneiden sollte man diesen Kerls ihre “Bürste”! Sein Sohn hatte auch eine solche Mähne, eine Gangstermähne, die Franz Xaver jeden Tag die Galle steigen ließ.

Genau nach Wunsch hatte Germer eine kleine Wirtschaft gefunden. Saubergescheuerte Tische standen drinnen, nach kaltem Rauch roch es, der Boden war feucht und nur eine kleine Lampe brannte. Die Kellnerin stellte ein Maß Bier vor Germer hin, nachdem er die Frage, ob er etwas zu essen wünsche, verneint hatte. Wortlos zahlte er gleich. Dann zog er seinen Knicker, legte das Geräucherte auf das Brot, schnitt es in feine Streifen und ließ es sich dann köstlich schmecken; nebenbei tunkte er mit den angefeuchteten Fingern die Brotbröckl auf. Als er sich dann sein Pfeifchen gestopft und angezündet hatte, war er ganz ruhig und zufrieden, sogar die Wut auf seinen Sohn und all die Gangster von heute hatte er vergessen.

Plötzlich trat der einzige noch anwesende Gast an seinen Tisch, aus dem Dunkel seiner Ecke, in der er gesessen war, kam er — es war ein blutjunges Bürschel — und erbat sich Feuer für seine Zigarette. Da der sparsame Germer kein Zündholz opfern wollte, mußte sich der Bursche bis zu seinem Pfeifenkopf niederbeugen, um seine Zigarette an der zarten Glut zu entzünden. Bald glimmte die Zigarette auf. Der Bursche legte zum Dank zwei Finger an die Mütze und verließ dann die Wirtschaft.

Franz Xaver Germer schaute nach einer Uhr aus; es mußte jetzt doch allmählich Zeit werden, wieder nach Hause zu gehen. Da er infolge der Dunkelheit im Lokale die Uhr an der Wand nicht genau sehen konnte, griff er in die Tasche, um auf seine Uhr zu sehen, und erschrak dann, daß er fürchtete, der Schlag würde ihn treffen: Seine Uhr war weg, seine silberne Uhr, die er immer locker in der Westentasche getragen hatte. Ohne Zweifel, kein anderer als der infame Bursche ,der ihn um Feuer gebeten hatte, konnte ihm die Uhr herausgeangelt haben aus der Tasche. Auf und davon ging jetzt Franz Xaver Germer. Auf die Straße hinaus. Sah dort nach rechts, nach links: Am Ende des Gäßchens stand der Bursche, direkt unter der kleinen Bogenlampe stand er, und besah etwas, das er in der Hand hielt — ohne Zweifel die gestohlene Uhr. Mit dem Knicker in der Hand, sprang Germer auf den Gangster zu. “Die Uhr her oder”, brüllte er und ließ sein Messer aufblitzen in dem schwachen Licht der kleinen Bogenlampe. Augenblicklich warf der Bursche Germer die Uhr zu, und dann jagte er, was er konnte, um die Ecke. Germer steckte seine Uhr ein, völlig erschöpft. “Gangsterbande, elendige!” zischte er und ging, den Kopf eingezogen und die Hände in den Hosentaschen, heimwärts. Die zu Hause konnten jetzt etwas erleben, seine “Frau Gemahlin” und sein “Herr Sohn”! Am liebsten hätte er ein Taxi genommen, um schneller nach Hause zu kommen.

Dort angekommen, legte er nicht lange seinen Hut und Mantel und auch nicht seinen Rucksack ab, sondern rief gleich seine Frau und seinen Sohn und erzählte ihnen hochdramatisch von dem Gangsterüberfall, den sich ein blutjunges Bürschlein geleistet habe, und von seiner mutigen Abwehr und erwartete dann eine Antwort, wenigstens von seiner Frau.

Die aber sagte gar nichts, lief nur schnell weg und brachte — Franz Xaver Germer glaubte, der Schlag würde ihn diesmal wirklich treffen — brachte eine Uhr, seine Uhr, die er in seiner Nervosität vergessen hatte einzustecken.

Pilgerlied

In Gottes Namen fahren wir, zu Gott dem Vater rufen wir. Behüt uns Herr, vorm ew'gen Tod und sei uns Hilf in aller Not! Kyrieleison.

In Gottes Namen fahren wir, vom Heiligen Geist begehren wir, daß er durch all die Marter sein uns mache von der Sünde rein. Kyrieleison.

In Gottes Namen fahren wir, vom Heiligen Geist begehren wir, daß er mit seiner Gnade Schein uns allzeit woll im Herzen sein. Kyrieleison.

Im Namen Gottes fahren wir, zu dir Maria kommen wir. Bitt du für uns am Himmelsthron, erlang uns Gnad bei deinem Sohn! Kyrieleison.

In Gottes Namen fahren wir, die lieben Heil'gen bitten wir, daß sie durch Christus, unsern Herrn, des Vaters Huld für uns begehrn. Kyrieleison.

Im Namen Gottes fahren wir, an dich allein, Herr, glauben wir. Behüt uns vor des Teufels List, der uns allzeit entgegen ist. Kyrieleison.

In Gottes Namen fahren wir, auf seine Tröstung hoffen wir. Gib Frieden uns in dieser Zeit, wend von uns alles Herzeleid! Kyrieleison.

In Gottes Namen fahren wir, auf seine Hilfe harren wir. Die Frucht der Erden uns bewahr und schenk uns ein gesegnet Jahr! Kyrieleison.

In Gottes Namen fahren wir, kein andern Helfer wissen wir. Vor Krankheit, Krieg und Hungersnot, behüt uns, lieber Herre Gott! Kyrieleison.

In Gottes Namen fahren wir, dein Reich, o Herr, begehren wir. Wahr deine Kirch vor falscher Lehr, und unser Herz zur Wahrheit kehr! Kyrieleison.

In Gottes Namen fahren wir, dich, Herr, allein anbeten wir. Vor allem Übel uns bewahr und hilf uns zu der Engel Schar! Kyrieleison.

Madonna der Grosstadt

Von Renate Unterberg

Sie ist nicht wertvoll, die Muttergottes in jener Kirche. Wer sich bisher noch Illusionen gemacht hat, kann es jetzt mit eigenen Augen sehen: Die Statue ist aus Gips. An dem blauen Gewand bröckelte unlängst ein Stück ab. Sie steht ja auch schon lange da auf ihrem Sockel in der Nische, nahe dem Eingang. Jedesmal, wenn die Tür geht — und sie geht oft, denn diese Kirche liegt in der Stadtmitte und ist den ganzen Tag über geöffnet — dringt ein Stück Welt zu ihr herein, Rattern, Staub, jeweiliges Wetter.

Es ist, als ob der Strom von Leiden, wie er das Leben einer Stadt untergründig durchzieht, sich in so einem Madonnenwinkel anstaute. An einem Tag wie diesen zum Beispiel! Gleich morgens nach der ersten Messe kommt die Büroangestellte Gerda M. Sie sieht nicht gut aus. Ihr sonst so gepflegtes und nicht unschönes Gesicht wirkt grau und verfallen. Wahrscheinlich hat sie schlecht oder überhaupt nicht geschlafen. Gerda M. war seit mehreren Jahren mit einem früheren Vertreter ihrer Firma befreundet. Sie galten als verlobt. Gestern bekam sie einen Brief. Er hat eine andere kennengelernt.

Hinter Gerda M. kniet eine schwarzgekleidete Frau mittleren Alters. Sie weint. Frau B. hat vor ein paar Tagen ihren Mann beerdig.t Er war einfach auf der Straße tot umgefallen. Herzinfarkt. Nichts Besonderes mehr heutzutage, sagen die Leute. Nach dreiundzwanzigjähriger Ehe ist Frau B. von einem Tag auf den anderen verwitwet. Die Ehe war harmonisch. Zuerst glaubte sie auch sie würde sterben. Sterben dürfen! Aber es ging alles weiter. Sie hatte sich nicht vorgestellt, daß es so grausam sein würde, allein zu sein.

*

Es naht die Stunde, in welcher vor genau einem Monat im Stadtpark am hellichten Tag der Mord an jener Frau passierte. Die Stadt spricht immer noch davon. Der Mann der Ermordeten hat ein paar Straßen hinter der Kirche ein Elektrogeschäft. Er ist sehr angesehen in der Pfarrei, ein frommer Mann. Alle haben Mitleid mit ihm. Er kommt kaum darüber hinweg. Um diese Zeit sitzt er meistens hinten im Lager und grübelt: Wie die Polizei ihn holte. Wie man das Tuch von der Leiche wegzog. Er erkannte seine Frau zunächst überhaupt nicht, so war sie zugerichtet. Erst, als man ihm den Rosenkranz zeigte, den sie in der Tasche gehabt hatte, sank er mit einem Aufschrei nieder. Die Erinnerung daran überwältigt ihn jedesmal. Heute kann er es einfach nicht mehr aushalten. Er springt auf und läuft hinaus. Man sieht ihn in die Kirche eintreten und die Leute denken: Hier war sie zuletzt noch. Und er ist oft mit ihr in die Kirche gegangen.



*

Mittags erscheint auf einen Sprung die Verkäuferin aus dem Modegeschäft gegenüber. Während sie ein hastiges Ave flüstert, fleht ihr Herz die Himmelskönigin um Beistand an. Der Chef hat sie verdächtigt, einen der teuersten Pullover entwendet zu haben.

Etwas später kommt eine elegante Dame aus der Vorstadt, die Gattin des Fabrikdirektors H. Sie hat ihre Einkäufe erledigt. Die Leute sagen: Die haben alles, nur keine Kinder, sie wollen keine. Aber die Wahrheit ist, daß sie sich fast verzehren vor Sehnsucht nach einem Kind.

Als Frau H. nach einem langen Gebet zur Gottesgebärerin aufsteht und ein wenig müde hinausgeht, begegnet ihr in der Kirchentür ein älterer Mann, den sie vom Ansehn her kennt. Er ist ganz gelb im Gesicht und macht einen verfallenen Eindruck. Der Mann kommt gerade vom Arzt. Der Doktor hat ihn wie immer getröstet: Wir werden das schon kriegen, nur Geduld. Aber der Mann fühlt sich immer elender und wird den Gedanken nicht los, daß es vielleicht Krebs ist.

Aber der schrecklichste "Fall" des Tages steht noch aus. Fräulein D. Da kommt sie. Fräulein D. lebte bislang glücklich mit ihren Eltern zusammen, die sich beide durch eine schier unverwüstliche Gesundheit auszeichneten. Vor vier Wochen ist der Vater innerhalb weniger Tage an einer simplen Grippe gestorben. Die Mutter hatte ihn angesteckt. Sie lag selbst und konnte nicht einmal mit zur Beerdigung. Vorgestern bekam sie

plötzlich einen Tobsuchtanfall. Sie mußte in die Anstalt gebracht werden. Fräulein D. kehrte gerade von dort zurück. Die Mutter ist völlig verändert und redet wirr. Man hört das jetzt öfter, sagen die Leute, es muß am modernen Leben liegen. Ich werde verrückt in der leeren Wohnung, denkt Fräulein D.

*

Das Bündel der Opferkerzen wird immer kleiner und das Geflacker auf dem Ständer von Stunde zu Stunde heftiger. Es ist, als würde sich der Strom von Leiden, der das Leben einer Stadt durchzieht, hier stauen. Auch die Schuld wird angespült.

In der Dämmerung des späten Nachmittags huscht ein junges Mädchen aus der Altstadt herein. Sie hat ihr Kind abgetrieben und weiß nicht mehr wohin mit ihren Gewissensbissen.

Nach ihr kommt einer, der gestern sein letztes Geld vertrunken hat.

Sogar eine von der Straße findet den Weg durch die Kirchentür, kurz bevor sie geschlossen wird. Sie hat längst alle Gebete vergessen. Sie setzt sich in die letzte Bank im Winkel und sieht die Madonna an. Sie weiß nicht recht, was sie eigentlich hier will, sie findet es nur einfach schön, ein wenig so im Licht zu sein, in der sanften, duftenden Stille.

*

Die gipserne Madonna hat ein dunkleres Gesicht bekommen und es sieht aus, als hätten sich feine Linien darin eingegraben. Aus ihrem Gewand ist ein Stück herausgebrochen. Die Stelle wirkt wie eine Wunde. Aber zwischen den Blumen merkt man es nicht, denkt der Küster. Er hat vorn im Chor den Maialtar aufgebaut und holt die Madonna von ihrem Sockel in der Nische weg. Der Mai ist da. Viele von denen, die manchmal hier am Eingang knien, nehmen an der Maiandacht teil. Sie hören, was über die Geheimnisse dieser Frau, die viel gelitten hat, verkündigt wird. Immer und immer wieder zieht die Fülle von Licht und Blühen da vorn die hungrigen Augen an. Mitten darin steht sie, die jeden Schmerz kennt. Und die Menschen werden durch die gipserne Statue hindurch von dem lebendigen Lächeln berührt, das alle Welt hoffen läßt. –

Nicht Masse, sondern Kirche

Im Juli sprach Kardinal Döpfner aus Berlin auf dem Pontifikalplatz in Trier zu 15 000 bis 20 000 Menschen von der rechten Wallfahrt und von den Eigentümlichkeiten der Massenwallfahrt. Dann rief er mit einem leidenschaftlichen Unterton aus: "Wir hier sind nicht Masse, sondern Kirche." In diesem Augenblick hat ein jeder auf den überfüllten Rängen des weiten Platzes um den Altar diesen Unterschied gefühlt. Sie waren von allen Seiten herbeikommen, die vielen Tausende. Aus Frankreich, aus Belgien und Holland, von der Ruhr und dem Bayrischen Wald, aus Berlin und viele von der nahen Saar. Sie hatten sich zur Reise der modernen Verkehrsmittel bedient und die Entfernungen gewissermaßen im Flug zurückgelegt. Hier auf dem Platz scharten sie sich unterschiedslos alle um den einen Altar und um den einen Priester. Dennoch aber traf auf sie nicht zu, was auf die Masse zutrifft.

Und mögen noch so viele Menschen beisammensein vor Gott, vor Gott werden sie immer Einzelpersönlichkeiten bleiben und niemals zur Masse verschmelzen. Jeder aus den Tausenden hat ein ganz persönliches Verhältnis zum Herrn. Dieses Verhältnis ist unverwechselbar. Auch der gemeinsame Glaube ebnet dieses persönliche Verhältnis nicht ein, er fördert es. Und auch die vermittelnde Tätigkeit des Priesters nimmt nichts davon weg. So wird, wo Christen beieinander sind, zwar Gemeinde und große Gemeinschaft, niemals aber Masse, in der die Unterschiede getilgt sind und zu einer Dumpfheit zusammenschrumpfen, mit der Agitatoren machen können, was sie wollen.

Wer den fundamentalen Unterschied, die volle Gegensätzlichkeit der christlichen Gemeinde zur Masse nicht begreifen sollte, der hätte sich am Sonntag die Tausende ansehen sollen, die zum Tische des Herrn gegangen sind. Aber er müßte die Tausende einzeln betrachten, denn sie waren Einzelne, jeder war ganz für sich. Sie gingen durch die schmalen Gassen in der Menge, aber die Menge war für sie nicht da. Gegenwärtig war nur der, zu dessen Tisch sie geladen waren und dem sie sich nahten in hochzeitlichem Gewand, im Gewand ihrer Seele. Da war tausendfältige Zwiesprache, aber kein Massengespräch, sondern ganz persönliche, private, einzelne Zwiesprache.

Und dennoch ist etwas, was die einzelnen zueinanderordnet. Ihr Standort vor Gott fügt sie wie selbstverständlich zu einer Gemeinschaft. Sie bilden, wo sie zusammen beten, zusammen vor Gott stehen, Kirche. In dieser Kirche bilden sie auch eine Einheit, aber keine Einheit, die das Individuelle tötet und einstampft, eine Einheit vielmehr, die das Persönliche stärkt und überhöht. Kirche ist Gemeinschaft der Seelen vor Gott. Seelen aber sind nicht zu nivellieren. Wohl sind sie zu leiten und wohl können sie gestärkt werden, wohl ziehen sie aus der Opfer-und Glaubensgemeinschaft Kraft, aber sie bleiben Einzelseelen und gehen ihren persönlichen Weg. Der Herr nimmt sie am Ende nicht pauschal an, sondern als Persönlichkeiten. – IK

Die Riesenstadt New York, die gegenwärtig rund 8 Millionen Einwohner zählt, war noch vor 100 Jahren fast rein evangelisch. Heute ist New York zu 29.5 Prozent römisch-katholisch, zählt also etwa zweieinviertel Millionen Katholiken, damit gehört New York zu den größten katholischen Städten der Welt. Mit rund zwei Millionen Juden ist es übrigens zugleich die größte jüdische Stadt der Erde. In New York gibt es zur Zeit etwa 550 katholische Kirchen, die den Berichten nach allesamt sehr gut besucht sind.

Vaeter habens heute schwer

Die "Gemeinschaft der Katholischen Männer Deutschlands" beschäftigte sich Ende April bei ihrer Haupttagung in Fulda mit dem Thema: "Der Vater in der heutigen Zeitsituation." Pater David S.J., von der Kommende in Dortmund, Dr. Johannes Wißborn, Sozialreferent in Köln, Prof. Dr. Karl Beyerle aus Paderborn und Familienminister Dr. Franz Joseph Wuermeling nahmen in den Hauptreferaten aus der Sicht ihres Arbeitsgebietes zum Thema Stellung.

Geschwächte Autorität

Aus seiner im rechten Sinne führenden Stellung in der Familie hat unsere Zeit den Vater verdrängt. Er ist sich nicht mehr genügend bewußt, daß er Urheber des Lebens seiner Kinder ist. Damit ist auch der Wille, dieses Leben in der rechten Ordnung zu bewahren und es für die Bewährung in der Welt zu erziehen, mehr und mehr geschwunden. Wer Urheber ist, hat die Aufgabe, das von ihm Geschaffene zu erhalten, zu fördern und zur vollen Entfaltung zu bringen. So verbindet sich mit der Autorität stets eine geistige Überlegenheit und eine Weisungsgewalt.

Irrige Auffassungen von Demokratie, nach denen jeder gleich viel bedeutet, jeder gleich viel zu sagen hat, haben das Bild des Vaters bei den Kindern und in der Öffentlichkeit verzerrt. Hinzu kommt: Viele Menschen haben Gott als den Urheber und den Herrn der Welt aus ihrem Denken gestrichen; ihnen fehlt darum auch das Verständnis für die Position des Vaters. Auch erfahren wir immer mehr, daß die Kinder sich gegen eine patriarchalische Gewalt im früheren Sinne wehren. Diese erzeugt heute Rebellen oder schwächliche Kreaturen.

Aus dieser Gesamtlage heraus wollen viele Väter ihre Autorität auch nicht mehr durchsetzen. Es gibt darum heute weniger Konflikte zwischen Vätern und Kindern. Dieser Mangel an Konflikten ist aber leider kein Zeichen von Einmütigkeit, sondern viel mehr für Kontaktlosigkeit: Man läßt alles laufen, man läßt einander in Ruhe. Die Eltern tolerieren die Fehler und Vergehen ihrer Kinder, und die Kinder ertragen schweigend die Eigenarten und das Versagen der Eltern.

Positive Elemente

Man darf nicht nur schwarz sehen. Zwar ist die häufig beobachtete Kapitulation des Vaters vor seinen Kindern zu bedauern. Erfreulich ist aber die größere Ehrfurcht vor der Eigenart und Eigenpersönlichkeit des Kindes, die bei guten Eltern mit dieser Entwicklung verbunden ist. Der früher mehr vorherrschende absolute und kategorische Wille des Vaters, das Kind nach seiner Vorstellung zu formen, erzeugt heute in den Kindern heftigen Widerstand .Auf der anderen Seite erzeugt der nicht so starke Erziehungswille des Vaters und das Abschieben der Erziehungsarbeit auf die Mutter eine wohltuende Distanz zwischen Vater und Kindern. Man schenkt ihm leichter Vertrauen, weil er nicht über die Kleinigkeiten des Alltags stolpert. Die Mutter muß immer eingreifen, muß jedes Versäumnis tadeln, ist leicht aufgeregt, so daß manche Kinder heute die Mutter mehr fürchten als den Vater.

Zwei vor mehreren Jahren durchgeführte Meinungsbefragungen des *Emnid-Institutes* über die Einstellung der Jugendlichen zur elterlichen Erziehung ergaben ein überraschend positives Ergebnis. Etwa drei Viertel wollen ihre Kinder genauso oder ungefähr so erziehen, wie sie selbst erzogen wurden.

Bedeutung des Vaters

Der Vater hat die Einheit der Familie durch seine Person darzustellen. Er muß der Familie Schutz und Geborgenheit garantieren. In der Familie soll schon im kleinen zum Ausdruck kommen, daß die letzte und oberste Autorität nicht ein kaltes Gesetz ist, sondern eine sorgende, schützende und liebende Person. Die Frau schafft die Atmosphäre des Heimes, der Vater aber ist zur Führung berufen. Wenn er in einer Familie fehlt, geht es dem Kinde viel schwerer ein, daß in der Welt Ordnung herrschen muß. Durch den echten Vater werden den Kindern Grundsatzfestigkeit und Normenbewußtsein vermittelt. Durch ihn lernt die Jugend am besten, wie man sich gegenüber der Frau verhält. Auch das echte Gottesbild erhält das Kind viel mehr vom Vater als von der Mutter. Wer seinen Vater als "Papachen" oder als Tyrannen kennenlernt, wird diese Fehlhaltungen leicht auf Gott, den Vater, übertragen. Echte Autorität aber ist feste Führung, die aus der Liebe erwächst und zur Liebe führt. Der Vater muß sie verkörpern. Diese liebende und klare Leitung erzeugt im Kinde dann das Vertrauen. Es vertraut, weil es weiß, daß der Vater stärker, besser und machtvoller als es selbst ist, und daß er ihm wohl gesonnen ist. Vertrauen verdient ja nur der, dem man trauen kann, dem man sich anvertrauen kann und der treu ist. So muß der Vater sein.

Aber auch für den Mann selbst ist echte Vaterschaft wichtig. Sie bedeutet für ihn die Selbstbestätigung seines Wesens. Darin wird er seine Erfüllung finden. Wer sein Vatersein als seine Lebensaufgabe erkannt hat, fühlt sich verantwortlich für die Seinigen, hat einen Ansporn für seine Berufsarbeit und für seine charakterliche Selbsterziehung. Manche Väter sind heute deshalb so unsicher, weil sie sich die Aufgaben in der Familie nicht zutrauen. Widerwille gegen die Vaterschaft kann sogar ein verkrüppeltes Mannestum zur Folge haben. Die Aufgaben als Vater ergänzen die oft sehr einseitige Berufsarbeit zu einer vollmenschlichen und damit zufriedenstellenden Tätigkeit.

Politik, Wirtschaft und Verwaltung veröden ohne Männer, die daheim wirklich Väter sind. Weil Vatersein menschliche Kraft und

Autorität, gepaart mit Wohlwollen und Verantwortung, besagt, bleibt auch im öffentlichen Leben, wenn diese Männer fehlen, nur Schematismus, Bürokratismus und kühl berechnende Brutalität übrig. Politik ist dann höchstens noch rücksichtsloses und raffiniertes Verwalten nach ausgeklügelten Direktiven von oben. Der väterliche Mensch sieht sein Tun als Dienst am Nächsten, seine Macht als Hilfe und Schutz für das Ganze. Ein anderer benützt seine Position, um Gewalt und Terror zu üben im eigenen Interesse. Familienväter, die diesen Namen verdienen, haben gelernt, für die Zukunft zu denken, haben einen ausgebildeten Sinn für das Gemeinwohl. Sie lassen sich nicht mit billigen Schlagworten oder mit einer Politik, die stets verneint, abspeisen.

Die Aufgabe

Um seiner selbst willen, um der Kinder und des öffentlichen Lebens willen, bedürfen wir der Männer, die den Willen haben, Väter zu sein, ihre Autorität zu gebrauchen, um in Liebe den ihnen Anvertrauten Schutz und Hilfe zu gewähren. Die Kinder unserer Zeit haben zwar nicht mehr die frühere selbstverständliche Achtung vor dem Familienoberhaupt. Sie sind kritischer, sie beobachten genau und machen ihre Anmerkungen dazu. So muß die Vaterschaft heute persönlich erobert und vorgelebt werden. Weder eine nachgiebige und "weiche Tour", noch ein harter Zwang sichern die väterliche Autorität. Wer heute von seinen Kindern anerkannt sein will, hat die Mühe, an sich selbst zu arbeiten, ein Beispiel zu geben und jedes Doppelleben zu meiden; denn es ist immer daneben, wenn die Kinder denken: Vater soll erst einmal selbst tun, was er von uns will. –

J.E.

Träge, tot, verwerflich, armselig werdet ihr, wenn ihr nichts zu lieben habt; liebet, aber sehet zu, was es sei.

Hl. Vater Augustinus

*

Jede Seele folgt dem, was sie liebt.

Hl. Vater Augustinus

Narkotika beherrschen unsern Alltag

Der diesjährige Weltgesundheitstag am 7. April stand unter dem Motto: "Frohe Menschen unserer Zeit — Gemeinsinn und Selbstverantwortung im Dienste der psychischen Gesundheit." Dieses Motto gewinnt in Hinsicht auf eine Tatsache besondere Bedeutung, die bisher in der Öffentlichkeit kaum bekannt ist: Die Narkotika- Abteilung der Weltgesundheitsorganisation hat auf ein alarmierendes Ansteigen des Gebrauchs "aufpeitschender" Präparate hingewiesen. Die Nachfrage nach Schlafmitteln und aufmunternden Weckmitteln ist zu einem ernsthaften Sozialproblem geworden, denn diese Mittel rufen Süchtigkeit hervor. Wenn diese "Süchtigkeit" auch keineswegs mit der ausgesprochenen Rauschgiftsucht übereinstimmt, birgt sie doch große Gefahren.

Die Weltgesundheitsorganisation spricht von 200 Millionen "Süchtigen" dieser Art. Sie alle nehmen die Drogen nicht gern. Aber sie glauben dazu gezwungen zu sein, um sich "aufzupulvern". Wohlgemerkt: Droge bedeutet hier nicht Rauschgift. Es sind Mittel, die rezeptfrei sind. Sie tragen der Gesundheit im Grunde keinen Abbruch. Aber es gibt Menschen, die sich trotzdem daran gewöhnen. Man gewöhnt sich daran wie etwa an eine vierte Tasse Kaffee oder eine 25. Zigarette. Und das ist des Verhängnis.

...Dopings beherrschen heute alle Sparten des Berufslebens. Man braucht die Pille im Geistesleben, im Sport und im Straßenverkehr. Überragende Leistungen kommen oft nur noch mit Hilfe aufmunternder Medikamente zustande. Schriftsteller oder Schauspieler versetzen sich vielfach durch Dopings in gute Form. Im Sport ist diese Methode zwar offiziell untersagt, aber es geht auch hier nicht immer ohne solche feine Kunstgriffe. Für den Boxer, den Ringer und den Fußballer stehen Präparate bereit, die Schutz bieten gegen blaue Augen, harte Stöße und heftige Anrempelungen. Spritzen mit Askorbinsäure, einem C-Vitam und Hesperidin machen gegen blaue Flecken weitgehend immun. Auch intramuskuläre Injektionen von Trypsin, einem Ferment der Bauchspeicheldrüse, haben sich als vorbeugend gut bewährt. Damit kann ein Bluterguß verhindert werden. Der Sportler muß letzten Endes selbst wissen, ob ihm diese Art des Fit-Seins auf die Dauer gut tut. Gefährlicher wird der Gebrauch von Drogen im Straßenverkehr. Der übermüdete Fahrer weckt sich auf künstlichem Weg, damit er termingemäß seine Fahrten schafft. Darunter muß aber in jedem Fall die natürliche Reaktion leiden. Es gibt kein Mittel, das den Schlaf hundertprozentig ersetzen kann.

Oft bleibt es nicht immer bei dem an sich harmlosen Medikament, das man rezeptfrei erhält. Wer sich gern dobt, wird auch einmal versuchen, etwas anderes zu bekommen. Niemand kann genaue Zahlen nennen, wieviele Menschen mehr oder weniger regelmäßig Pervitin nehmen. Es unterliegt bereits dem Rezeptzwang, ähnlich wie Isophen oder Benzedrin. Diese Weckmittel, darunter auch Elastonon, Aktedron, Amphetamin, Mecodrin oder Simpamina, sind nur für medizinische Zwecke bestimmt. Sie gehören vor allem in die Psychiatrie. Wer sich illegal diese Drogen zu verschaffen sucht, macht sich nicht nur strafbar, sondern läuft auch Gefahr, rauschgiftsüchig zu werden.

Der eine nimmt die Droge, weil er glaubt, damit seine Leistungsfähigkeit zu steigern. Der andere braucht sie zum Stillen seiner körperlichen und seelischen Schmerzen, der dritte will sie, um der Wirklichkeit zu entrinnen. Was immer auch der Grund sein mag: "natürlich" ist dieses Leben im Zeichen der Narkotika nicht. Es weist jedoch auf ein tiefes Übel unserer Zeit hin: auf die Überlastung des Menschen in unserer Zeit. Und diese Überlastung wird nicht durch Narkotika überwunden werden können. Der Mensch kann nur von innen her ganz "gesunden". Letztlich nur aus dem Glauben heraus. Gerade dies sollte uns der diesjährige Weltgesundheitstag erkennen lassen!

W.B.

Die Taufe in der griechischen Kirche

Von L. Archondis-Haiss

Die griechisch-orthodoxe Taufe wird im ersten Lebensjahr vollzogen und findet in der Kirche statt. Priester, Taufpate und Hebamme vollziehen die Taufe in Gegenwart vieler geladener Gäste. Die Mutter des Kindes darf zunächst nicht anwesend sein, sie wartet vor der Kirchentüre. Der orthodoxe Priester trägt ein schwarzes Kleid, großen Vollbart und hat das lange Haupthaar zu einem Nest geschlungen. — Die Taufe beginnt mit kurzen Gebeten, worauf der Pate seine rechte Hand auf die Stirne des Kindes legt und den Namen, den er dem Kinde gibt, verkündet. Zwei Ministranten bringen den großen kupfernen Taufkessel mit lauwarmem Wasser darin. Die Hebamme entkleidet dann den Täufling vollkommen, wobei meistens ein nicht mehr endendes Geschrei anfängt, was seinerseits wieder die Umstehenden zu Lachen, Zurufen und guten Ratschlägen veranlaßt, natürlich auf Kosten der Andacht.

Mit ausgestreckten Armen hält der Priester das nackte Körperchen hoch und macht damit in der Luft das Zeichen des Kreuzes. Nachdem der Taufpate das Glaubensbekenntnis gesprochen, bläst er in die Luft nach allen vier Himmelsrichtungen, in Kreuzesform, und speit auch jedesmal nach jeder Himmelsrichtung: Das ist der wichtige Augenblick, wo der Satan fortgeblasen und weggespien wird. Nun kann das Kind zum Christen getauft werden.

Auf die Stirne, Augen, Nasenlöcher, Mund, Ohren, Hände, Füße, Knie und Rücken des Täuflings macht der Priester mit Öl das Kreuzzeichen, um bald darauf, nach einigen Gebeten, ungefähr ein viertel Lieter Öl auf den Kopf des Kindes zu gießen und mit dem herabfließenden Öl den ganzen Körper einzureiben, wobei größte Sorgfalt geübt wird, daß auch nicht die kleinste Stelle ohne Öl bleibt. "Die linke Achsel fehlt noch!" "Die rechte Ferse" etc. können Übereifrige dazwischenrufen. Und nun kommt das Untertauchen des nackten, von Öl glänzenden Körpers des Kindes in das Wasser.

Während der folgenden Gebete hüllt der Taufpate das Kind in ein weißes Tuch, und der Priester schneidet an vier Stellen — wieder in Kreuzesform — Haare vom Kopfe des Kindes. Und wieder wird auf Stirne, Hände, Füße, Rücken etc. mit Öl das Zeichen des Kreuzes gemacht, aber diesmal mit dem Myron, dem vom Patriarchen in Konstantinopel geweihten Öl.

Zum Abschluß umschreiten der Priester, der Pate und die Hebamme mit dem Kind auf dem Arm den Taufkessel in rhythmischem Schritt, dabei gemeinsam singend und große, brennende Wachskerzen in Händen haltend.

Die Taufe ist vollzogen, der Pate überreicht der Mutter das Kind mit den Worten:

"Ich übergebe dir das Kind
geölt, getauft und gottgeweiht.
Beschütz es vor Feuer, vor'm
Abgrund und allem Bösen bis
zum 12. Lebensjahr."

Alle Anwesenden bekommen ein kleines Kreuzchen an einem farbigen Bändchen angesteckt, und die Kinder erhalten Kleingeld, wobei es recht lebhaft zugeht.

Es ist Sitte, daß das erste Kind den Namen des Großvaters väterlicherseits beziehungsweise der Großmutter mütterlicherseits erhält. Häufig vorkommende Namen sind: Wassiliki = Königliche, Akrivi = Treue, Euticha = Glückliche, Helene, Konstantinos, Johannes, Charalambos = Freudestrahlender, Athanasios = Unsterblicher.

Der Taufpate, der "Nunos", spielt in Griechenland eine große Rolle. Er tritt in eine Art Verwandtschaftsverhältnis zur betreffenden Familie. Heiratet das herangewachsene Patenkind, so wird sein Taufpate auch sein Trauzeuge, und außerdem wird er auch wieder den ersten Sprößling seines ehemaligen Patenkindes aus der Taufe heben.

Da man glaubt, daß die guten und schlechten Eigenschaften des Taufpaten sich auf das Patenkind vererben, so gelten Patenkinder als Geschwister, als geistige Geschwister. Eine Ehe zwischen zwei vom selben Taufpaten getauften Menschen ist ebenso verboten wie Geschwisterehe. So ist es auch verboten, daß ein leibliches Kind des Taufpaten eines dessen Patenkinder heiratet, auch sie sind geistige Geschwister.

Man kann sagen, daß der Nunos für die Kinder der am meisten geliebte Verwandte ist, bringt er doch immer wieder ein Geschenk. Und ist die Familie des Täuflings arm und der Nunos reich, so wird dieser in vielen Nöten Hilfe leisten; dafür bewahrt ihm das Patenkind sein Leben lang treue Anhänglichkeit. –

„Sich selbst entziehen in tiefer Gelassenheit und alle Dinge von Gott, nichts von der Kreatur annehmen und sich in stille Geduld versetzen gegen alle wölfischen Menschen." Seuse

Wer nicht liebt, der kennt Gott nicht, denn Gott ist die Liebe. Apostel Johannes (1. Joh. 4:8)

Wessen Herz voll ist von Liebe, der ist immer ein Gebender. Was seine Liebe ist, das ist der Mensch. Hl. Vater Augustinus

Ob wir mit leiblicher Stimme, ob mit Schweigen beten: das Herz muß zu Gott rufen, so oft wir beten. Hl. Augustinus

Das Kreuz

Symbol des Leides und der Liebe

Das Kreuz ist das Symbol der Christenheit. Wir finden das Kreuzbild in und außerhalb der Kirche, auf den Bergen und auf den Grabhügeln, in den Familienstuben und am Halsschmuck. Nicht nur beim Gottesdienst mit seinen vielfachen Segnungen, sondern auch in Sitten und Geräuchen christlicher Völker spielt es die entscheidende Rolle. Das Kreuz ist der tiefste Punkt der Liebe. Es kündet das Opfer des sterbenden Erlösers und den Triumph des Siegers auf Golgatha.

Zur Zeit der Kreuzzüge, als so viele Adelige mit Gefolge und Reisigen ins Feld zogen und es notwendig wurde, die Waffen zu bemalen, um die Zusammengehörigkeit zum Ausdruck zu bringen, wählte man mit Vorliebe das Kreuz als "heraldisches" Zeichen. So kann man rund vierzig besondere Kreuzformen unterscheiden, die später in den Wappen der Fürsten erhalten blieben.

Schon in den ältesten christlichen Zeiten wurden kleine Kreuzchen als Schmuck getragen. Die alten Goldschmiede brachten auch gerne im Schnittpunkt und an den Enden der Kreuzbalken den roten Karfunkel an, um auf das kostbare Blut und die fünf Wunden Christi hinzuweisen. In den Wappenschildern zierte man die Kreuze mit Edelsteinen, um den Versöhnungstod voll unendlichem Wert anzudeuten. Am Fuße des Kreuzes wird gerne die "Passionsblume" angedeutet, die uns die Leidenswerkzeuge darbietet (man nannte diese Blume wiederholt "das Vergißmeinnicht des Erlösers"). Auch die reiche Blumensymbolik umrankte das Kreuz. Ein Kranz weißer Rosen verwies auf den Opfertod aus Liebe. Auch mit Weintrauben, Ähren und Efeu faßte man die heiligen Balken.

Ein großes Kreuz mit vier kleinen Kreuzchen an den Winkeln bildet das Wappen Jerusalems. Das erzbischöfliche Kreuz und das Kreuz der Ordensstifter (Patriarchalkreuz) besitzt zwei, das päpstliche Kreuz drei Querbalken. Die Ritterorden wählten das Kreuz zum Kennzeichen, die Templer in Rot, die Johanniter in Weiß, die Deutschherren in Schwarz.

Der Orden der Templer wurde im Jahre 1118 zum Schutze der Wallfahrer nach Jerusalem und zur Verteidigung des Heiligen Grabes gestiftet. Die Ritter trugen einen weißen Mantel mit achtspitzigem rotem Kreuz. Im Jahre 1241 verlegte der Orden seinen Sitz nach Zypern. Das Ordensbanner, schwarz und weiß geteilt, trug die Devise: "Nicht uns, Herr, sondern Deinem Namen sei die Ehre!" Als Schutzpatron verehrten die Templer auch den jüngsten Apostel und Lieblingsjünger des Herrn, den heiligen Johannes, der den Giftbecher schadlos austrank, den ihm die Feinde reichten. Christus hat nach Matth. 20, 20 den Brüdern Jakobus und Johannes den Kelch des Leidens vorausgesagt. Deshalb glänzt auch der Kelch im Wappen der Templer.

Die Johanniter — 1048 als Mönchsorden gegründet — wurden im Jahre 1148 durch Raymund de Puy zu einem geistlichen Ritterorden erhoben. Patron ist Johannes der Täufer. Seit 1524 heißt der Johaniter-Orden anch Malteser-Orden. Zahlreiche Kirchen wurden über den Einfluß der Johanniter dem Täufer des Herrn geweiht. Die Ordenstracht der Johanniter bestand aus einem schwarzen Malteserkreuz (mit breiten Enden), die Arme des Kreuzes an den Enden stumpfwinklig ausgeschnitten.

Der Deutschherren-Orden — im Jahre 1128 unter dem Namen "Brüder des St.-Marien-Hospitals zu Jerusalem" gestiftet — wurde 1190 ein geistlicher Ritterorden. Auf weißem Mantel leuchtet das einfache schwarze Kreuz; später bekamen die Deutschherren ein silbernes Stabkreuz mit goldenen Lilienenden. Im Schnittpunkt glänzte ein goldenes Schildchen mit schwarzem Adler. Unter dem Hochmeister Herrmann von Salza begann 1230 der Orden die Christianisierung Preußens. 1309 verlegte Siegfried von Feuchtwangen den Sitz der Deutschordensritter auf die Marienburg an der Nogat. Als Patronin verehrten die Deutschherren die allerseligste Jungfrau Maria. Das Bild der Unbefleckt Empfangenen Jungfrau und Gottesgebärerin war ihnen heilig: aufrecht steht Unsere Liebe Frau auf dem Erdball, die Lilie in der Hand, zu Füßen den Mond (Sinnbild der Veränderlichkeit und der Vergänglichkeit) und die Schlange, die den Apfel der Verführung im Rachen trägt, über dem Haupt Sonne und Sternenkranz.

Ein Blick auf die Wappen der Handwerker lehrt uns, daß auch hier das Kreuz seinen Ehrenplatz erhielt. Bereits im Mittelalter führten die Fahnen der Handwerker das Bild des erwählten Schutzheiligen und das althergebrachte Schutzwappen. Sinnig war die Anordnung der Schutzwappen getroffen, und nicht selten kam dadurch das heilige Kreuz zum Ausdruck, wie etwa die gekreuzten Klingen im Wappen der Waffenschmiede und Schwertfeger, die gekreuzten Weberschiffchen im Wappen der Tuchmacher, die gekreuzten Schlüssel bei den Schlossern. Schön ist auch die Farb-Symbolik: Grün das Feld im Wappen der Gärtner (heraldische Farbe der Erde), Blau bei den Müllern (Wasser), Rot bei den Schmieden und Gießern (Feuer), Gold im Wappen der Schreiner, Zimmerleute, Schuhmacher usw. Der Goldgrund wies auf den Volksspruch hin: "Handwerk hat goldenen Boden."

Auch die Wahl der Ordenspatrone veranlaßte zuweilen das Kreuz als Wappenschild. Die dem Andreas geweihten Ritterorden führten das schräge Kreuz im Wappen. Das Andreas-Kreuz heißt auch "Burgundisches Kreuz", wie etwa beim Orden des Goldenen Vlieses, der 1429 von Philipp dem Guten, Herzog von Burgund, gestiftet wurde. Der Wahlspruch der Ritter lautete: "Nicht gering ist der Lohn der Mühsale und Anstrengungen." –



Bernadette

DIE BEGNADETE VON LOURDES

Wie ich, J. B. Estrade, sie erlebt habe.

Abdruck erfolgt mit Genehmigung der Kreuzring-Bücherei

Johann Josef Zimmer Verlag, Trier.

5. Fortsetzung

"Lourdes, den 4. März 1858

Herr Präfekt!

Gestern abend um 7Uhr hatte ich die Ehre, Ihr Telegramm entgegenzunehmen. Gemäß Ihren Weisungen ließ ich noch abends um 11 Uhr die Grotte von dem Polizeikommissar als Leiter der hiesigen Polizei und seinem Sekretär besichtigen. Drei Angestellte der Stadtverwaltung hatten anschließend die Grotte bis zur Ankunft des Mädchens am Morgen zu bewachen.

Mein Beigeordneter, Herr Capdeville, und der Herr Polizeikommissar waren um 5 Uhr schon wieder an der Grotte, um sich persönlich davon zu überzeugen was dort vor sich gehen werde . . ." (Siehe Brief 61 aus dem Jahre 1858 in den Archiven der Bürgermeisterei von Lourdes.)

Inzwischen hatte auch das Kultusministerium in Paris von den Erscheinungen in Lourdes gehört. Die Pariser Presse war ja voll von den Berichten. Aber Kultusmnister Rouland ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen, weil er der Meinung war, es handele sich um eine Affäre, mit der man die öffentliche Meinung aufpeitschen wollte. Zunächst ging er also darüber hinweg. Das hatte zur Folge: in dem Augenblick, da die Erscheinungen in Lourdes zu einer nationalen Angelegenheit geworden waren, stand er ohne Unterlagen da und wußte nicht, was er dem Kaiser an Tatsachen melden solle. Der von dem Präfekten von Tarbes schleunigst erbetene Bericht für Seine Majestät ließ nicht auf sich warten. Er entschuldigte sich mit dem Hinweis, er habe geglaubt, den abergläubischen Dingen, die ihm von Lourdes gemeldet wurden, keine Bedeutung beimessen zu sollen. "Übrigens: seit dem 4. März hat der Menschenzustrom zu der Grotte von Massabielle nachgelassen, so daß ich keine Veranlassung sah, mich weiter mit den angeblichen Erscheinungen zu beschäftigen."

Die Erscheinung der Gottesmutter am 25 März

belehrte sowohl Polizeikommissar Jacomet als auch Bürgermeister Lacade eines Besseren. Beide gaben noch am selben Tage unabhängig voneinander einen Bericht an den Präfekten nach Tarbes, um ihn über die weitere Entwicklung an der Grotte von Massabielle zu unterrichten.

Der Präfekt, Graf Massy, kam beim Lesen dieser beiden Berichte nicht in geringe Verlegenheit. Er mußte feststellen, daß alles von neuem aufleben und es schwer sein werde, die Volksmassen von den Ideen der Müllerstochter abzubringen. Darüber hinaus wußte er sich dem Kultusminister gegenüber verpflichtet, dem er ja bereits in einem Bericht seine Meinung — wie er nun meinte, etwas voreilig — mitgeteilt hatte.

Der Präfekt ließ sich die Sache durch den Kopf gehen und kam schließlich zur Überzeugung, Bernadette sei verrückt, denn das, was sie nach der Erscheinung am 25. März erklärte, sei geradezu hirnverbrannt. Er gab daher dem Bürgermeister von Lourdes Anweisung, Bernadette Soubirous unverzüglich auf ihren Geisteszustand untersuchen und gegebenenfalls in ein Hospital oder in eine Irrenanstalt einliefern zu lassen.

Der Bürgermeister kam dieser Weisung nach und stellte eine Kommission zusammen, die sich aus zwei Ärzten von Lourdes und einem Arzt aus der Umgebung der Stadt zusammensetzte. Dr. Dozout, der selbst den Ekstasen beigewohnt hatte und die Seherin anschließend über die Einzelheiten befragte, hätte dieser Kommission vor allem angehören müssen. Aber er hatte ja bereits allzu offen seine Meinung kundgetan, daß es sich bei den Erscheinungen um etwas Übernatürliches handele.

Der Wahrheit muß die Ehre gegeben werden, wenn wir feststellen, daß alle Ärzte der Untersuchungskommission, die das besondere Wohlwollen des Bürgermeisters besaßen, ehrenvolle Männer waren. Wenn sie auch nicht an den übernatürlichen Charakter der Erscheinungen glaubten, so waren sie doch objektiv genug, Bernadettes Geisteszustand gerecht zu beurteilen.

Bernadette wurde aufgefordert, sich in die Schule der Hospitalschwestern zu begeben. Dort wurde sie im Beisein der Oberin vor die Ärztekommission gestellt, die sie einem langen, eingehenden Verhör unterzog. Einfach und klar beantwortete Bernadette alle Fragen. Alles, was aus ihrem Mund kam, war offen und eindeutig, von Ausflüchten keine Rede. Mochten die ihr von den drei Ärzten gestellten Fallen noch so groß sein, die Begnadete verwickelte sich in keinen Widerspruch. Unbeirrt gab sie auf diedoppelzüngig gestellten Fragen die der Wahrheit entsprechenden Antworten, so daß der Ärztekommission schließlich nichts anderes übrig blieb, als in ihrem Bericht anzuerkennen:

". . . Nichts konnte den Beweis erbringen, daß Bernadette ihre Meinung der Öffentlichkeit aufzwingen will. Das Kind verfügt über eine eindrucksfähige Natur. Es kann das Opfer einer Halluzination geworden sein. Fest steht, daß ein Lichtreflex von der Grotte her sie ergriffen hat. Unter dem Einfluß einer besonderen Veranlagung hat dieser Reflex bei dem Kinde den Eindruck wie bei den Altarstatuen der allerseligsten Jungfrau erweckt. Infolgedessen sind die Unterzeichneten zu dem Ergebnis gekommen, daß Bernadette sich in einem Zustand der Ekstase befunden hat, der sich wiederholte. Es liegt also ein seelischer Vorgang vor, der die Phänomene der Erscheinung erklärt.

Muß nun aber noch eigens dieser seelische Zustand erläutert werden?

Die Krankheit, von der wir glauben, daß Bernadette davon befallen ist, bietet keinerlei Anhaltspunkte für das, was wir zu untersuchen haben. Im Gegenteil ist es wahrscheinlich, daß Bernadette aufhört, den wunderbaren Vorgängen an der Grotte, über die sie berichtet, weitere Aufmerksamkeit zuzuwenden, wenn sie ihr alltägliches Leben wieder führt."

Als der Bürgermeister von Lourdes dem Präfekten am 1. April diesen Bericht der Ärztekommission zustellte, fügte er zum nicht geringen Entsetzen des Grafen Massy hinzu:

". . . Der Zustrom zur Grotte hält nach wie vor an. Die Osterzeit, in der wir uns gerade befinden, hat ihn noch wesentlich verstärkt. Die meisten Menschen, die sich dorthin begeben, tun dies aus Frömmigkeit und beten mit großer Inbrunst. Ich sehe voraus, daß dieser Zustrom nach dem Feste noch größer wird.

Da die öffentliche Ruhe und Ordnung in keiner Weise gestört sind, nehme ich an, daß sich ein Eingreifen erübrigt. Sollten Sie aber anderer Meinung sin, dann lassen Sie, Herr Präfekt, mich das wissen. Erteilen Sie mir in diesem Falle Ihre Weisungen, denen ich gewissenhaft nachkommn werde."

Der Präfekt war von dem Bericht der Ärztekommission und dem des Bürgermeisters wenig erbaut. In seinem Gehirn schwirrte immer noch die Möglichkeit, die Volksmassen könnten durch die krankhafte Phantasie eines Kindes irregeleitet werden. Er ließ daher unverzüglich einen Bericht an den Kultusminister abgehen, worin er ihm zunächst eine genaue Schilderung der Vorgänge an der Grotte von Lourdes gab, ihn darüber hinaus aber auch bat, beim Bischof von Tarbes zu intervenieren, damit dieser kraft seiner kirchlichen Autorität den angeblichen Erscheinungen der Gottesmutter, von denen Bernadette berichtete, ein Ende mache. Schließlich erbat er sich Instruktionen, wie er selbst zu handeln habe.

Während der Präfekt auf eine Antwort aus Paris wartete, mußte er feststellen, daß er sich geirrt hatte, wenn er glaubte, vielleicht werde der Pilgerstrom zur Grotte von Massabielle nach und nach abebben. Polizeikommissar Jacomet gab ihm täglich einen Bericht über die weitere Entwicklung. Auch der Bürgermeister von Lourdes glaubte, sich erneut beim Präfekten einschalten zu müssen. Er schrieb diesem:

"Lourdes, den 7. April 1858

Herr Präfekt!

Die junge Bernadette begab sich heute früh wieder gegen 5 Uhr an die Grotte, an der sich bereits eine große Menge Neugieriger eingefunden hatte. Sie blieb lange in Ekstase. Ungefähr dreiviertel Stunde betete sie und zog sich dann zurück.

"Die anwesenden Personen beteten ebenfalls mit großer Sammlung zu Gott. Die öffentliche Ordnung wurde in keiner Weise gestört. Am 4. und 5. April war der Zustrom von Neugierigen beträchtlich. Man zählte dort ungefähr: Fremde: 4328, Einheimische: 4822, zusammen etwa 9000 Personen . . ."

Der Bischof von Tarbes

trat in dieser Sache zum ersten Male am 11. April 1858 in Erscheinung. Man hatte ihm den Bericht der Ärztekommission zugeleitet, von dem er keinen günstigen Eindruck hatte, aber auch er fürchtete, Bernadette könne einem Trugbild zum Opfer gefallen sein. Er gab daher dem Pfarrer von Lourdes Anweisung, mit allen Mitteln zu verhindern, daß das Mädchen sich vorläufig noch einmal an die Grotte von Massabielle begebe. In seinem Schreiben an Pfarrer Peyramale heißt e:

". . . Wenn ich auch ganz und gar der Meinung bin, die Erscheinungen an der Grotte von Massabielle könnten übernatürlichen Charakters sein, so möchte ich doch vor allem die Gewißheit haben, daß auch die Urteile der medizinischen Wissenschaft der Grundlage nicht entbehren."

Am 12. April schrieb der Kultusminister an den Präfekten von Tarbes:

"Herr Präfekt!

Ich habe Ihre beiden Berichte vom 12. und 26. März über die angeblichen Erscheinungen der Gottesmutter eingehend geprüft.

Ich bin der Ansicht, daß mit dieser Sache Schluß gemacht werden muß, weil sie dazu angetan erscheint, den Katholizismus zu kompromittieren und die religiösen Gefühle der Bevölkerung zu beleidigen.

Nach dem bestehenden Recht darf niemand ein Oratorium oder einen öffentlichen Gottesdienstraum ohne die Genehmigung der weltlichen und der kirchlichen Behörde errichten. Es lägen also berechtigte Gründe vor, die Grotte, die zu einer Art öffentlicher Kapelle geworden ist, zu schließen.

Aber es können sich ernstliche Ungelegenheiten ergeben, wollte man das Recht allzu scharf zur Anwendung bringen. Es wird daher gut sein, sich darauf zu beschränken, die erforderlichen Maßnahmen zu ergreifen, um zu verhindern, daß das junge Mädchen weiterhin an die Grotte geht. Darüber hinaus müßte auch dafür gesorgt werden, daß der Zustrom der Menschen geringer wird.

Im Augenblick, Herr Präfekt, bin ich nicht in der Lage, Ihnen genauere Weisungen zu geben. Aber ich würde es für ratsam halten, sich mit dem Bischof von Tarbes ins Benehmen zu setzen und unmittelbar mit ihm zu verhandeln. Ich ermächtige Sie, ihm in meinem Namen zu sagen, daß ich es für angebracht halte, einer Sache, die als Vorwand zu neuen Angriffen gegen Klerus und Religion dienen könnte, nicht freien Lauf zu lassen."

Mit diesem Schreiben begab sich Graf Massy zum Bischof von Tarbes.

Einer der bedeutendsten Bischöfe

der Diözese Tarbes war zweifellos Bischof Laurence, der zur Zeit der Erscheinungen U. L. Frau in Lourdes dieses Amt verwaltete. Er entstammte einer schlichten Familie in den Pyrenäen und konnte im Alter von 20 Jahren weder lesen noch schreiben. Durch eine offensichtliche Fügung Gottes wurde sein glänzendes aber bis dahin brachliegendes Talent entdeckt. Mit Riesenschritten holte er nach, was er bis dahin versäumt hatte. Im Jahre 1821 wurde er im Alter von 31 Jahren zum Priester geweiht. Bereits im folgenden Jahre ernannte ihn sein Bischof zum Superior eines kleinen Seminars, das er mit bewundernswerter Tatkraft leitete. Im Jahre 1834 wurde er als Generalvikar der Diözese Tarbes und Regens des Priesterseminars berufen. Nach dem Tode des Bischofs Double von Tarbes erhoben sich spontan aus dem Klerus mit allem Nachdruck Stimmen, den Generalvikar Laurence als neuen Bischof der Diözese vorzuschlagen. Er stand jetzt im Alter von 55 Jahren.

Bischof Laurence war ein Mensch mit kühlem Verstand, nachdenklichem Wesen und praktischem Sinn. Niemals überließ er etwas dem Zufall. Sein Handeln war getragen von großer Entschlossenheit und hoher Weisheit.

Seine Verehrung für die Gottesmutter war außergewöhnlich groß. Nicht nur, daß er durch die Revolution zerstörten Marienwallfahrtsorte wieder zu neuem Leben erweckte, schuf er auch weitere dazu.

Die Gründung von Hospitälern und Schulen lag ihm besonders am Herzen.

Seine Tatkraft als Bischof war gepaart mit großer Tugendhaftigkeit. Ganz offensichtlich hatte die Gottesmutter ihn ausersehen, zu ihrem Apostel in Lourdes zu werden.

Er starb im Jahre 1870 in Rom während des Vatikanischen Konzils. Schon vor seiner Abreise in die Ewige Stadt war er krank. Man versuchte alles, ihn zurückzuhalten. Aber er rief aus:

"Und meine bischöfliche Pflicht? Dieser muß ich nachkommen. Sollte ich in Rom sterben, glaubt man etwa, dort gäbe es keine Friedhöfe?"

Pfarrer Peyramale von Lourdes

richtete gleichzeitig je ein Schreiben an seinen Bischof von Tarbes und an den Präfekten des Departements über die Geschehnisse an der Grotte von Massabielle.

Dem Dechanten von Lourdes wurden alle möglichen Versionen über die Erscheinungen an der Grotte zugetragen. Die einen waren *für* die Erscheinungen, die anderen *dagegen*. Die einen verteidigten Bernadette, die anderen erklärten sie für verrückt. Die Widersprüche waren zuweilen so groß, daß der Dechant nicht mehr ein noch aus wußte: was ihm gestern als Wahrheit berichtet worden war, wurde heute als Lüge hingestellt und umgekehrt. Daß sich infolgedessen auch in seinen Berichten an den Bischof diese Widersprüche äußerten, dürfte verständlich sein.

Aber Bischof Laurence war nicht der Mann, der sich von den verschiedenen Meinungen beeinflussen ließ. Er wußte wohl abzuwägen und seine Entscheidungen entsprechend zu treffen. Immer wieder betete er um Erleuchtung, richtig zu handeln. Die ihm vorgelegten Erscheinungsberichte prüfte er sehr genau und sein Herz jubelte auf, als er in dem Bericht vom 25. März las, daß die Erscheinung erklärt hatte: "Ich bin die Unbefleckte Empfängnis."

Nun gab es für ihn keinen Zweifel mehr, daß die Erscheinungen in Lourdes himmlischen Ursprungs waren. Diese Überzeugung behielt er zunächst für sich. Er ließ sich nach wie vor weiter berichten und harrte der Dinge, die eines Tages an ihn herantreten mußten.

Der Bischof brauchte nicht lange zu warten, bis der Präfekt von Tarbes seinen Besuch bei ihm anmeldete. Nachdem Graf Massy dem Bischof den Brief des Kultusministers vorgelesen hatte, fuhr der Präfekt fort:

"Entweder sind die Erscheinungen in Lourdes echt und verdienen anerkannt zu werden, oder sie sind falsch und müssen verworfen werden. Sollten Sie der Meinung sein, sie seien übernatürlichen Charakters, dann erklären Sie das in aller Öffentlichkeit. Ich selbst werde der Erste sein, der sich dieser Erklärung unterwirft. Sollten Sie aber gegenteiligr Meinung sein, dann dürfte es wohl keine Schmähung meinerseits bedeuten, wenn ich Sie bitte, Ihrer Pflicht gemäß zu handeln. Nur wollen Sie mir gestatten, daß ich zuvor noch meine eigene Meinung zum Ausdruck bringe und Ihnen sage, daß Sie eine öffentliche Erklärung über die Vorgänge in Lourdes geben müssen. Die ganze Gegend ist in Aufregung. Und wenn nicht innerhalb kürzester Frist eine Entscheidung durch Ihre Autorität fällt, dann ist zu befürchten, daß es zu bedauerlichen Auseinandersetzungen kommen wird."

"Ich teile Ihre Meinung nicht", erwiderte der Bischof. "Vor allen Dingen aber muß ich Ihnen erklären, daß ich es nicht so eilig habe, wie Sie es

wünschen. Wenn es nur darum ging, festzustellen, ob die Erscheinungen an der Grotte von Massabielle echt oder unecht sind, dann wäre es leicht, eine Entscheidung zu fällen. Unter den schwerwiegenden Umständen aber, die sich bei dem Problem ergeben, ist es Pflicht des Bischofs, mit jedem persönlichen Urteil bis zu dem Tage zurückzuhalten, da die Vorsehung Gottes es will, daß der Wahrheit zum Siege verholfen wird. Das ist meine Ansicht in der Angelegenheit von Lourdes. Falls Sie es für richtig halten, darf ich bitten, den Herrn Kultusminister von meiner endgültigen Meinung zu unterrichten."

"Ihr Schweigen, Monsigneur, kann zu einer Gefahr für die öffentliche Sicherheit werden."

"Das ist nicht meine Meinung, denn es wird an der Grotte gebetet ,und das Gebet stellt keinerlei Gefahr dar."

"Wenn es auch zutrifft, daß an der Grotte gebetet wird, so ist es nicht weniger zutreffend, daß dort auch gelacht wird."

"Sie sind schlecht unterrichtet. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß sich an der Grotte alles in größter Sammlung vollzieht."

"Übrigens", so schloß der Bischof, "ist es völlig sinnlos, sich in allen möglichen Erwägungen zu ergehen. Bleiben wir konkret. *Sie* sehen die Dinge vom Standpunkt der Verwaltung aus und möchten Klarheit schaffen. *Ich* sehe sie von einer höheren Warte, die es bedingt, sie eingehend zu erwägen und zu überlegen. Demnach: wir werden kaum zu einer Übereinstimmung kommen."

"Dabei aber wollen Monsigneur nicht übersehen, daß sich an der Grotte von Massabielle ein Kult breitmacht, der mit den bestehenden Gesetzen im Widerspruch steht. Die öffentliche Verwaltung kann in Lourdes nicht dulden, was sie sonstwo verbietet."

"Diesbezüglich ist es mir unmöglich mich in Ihre Amtsgeschäfte einzumischen. Nur möchte ich Sie bitten, wohl zu überlegen, welche Maßnahmen Sie ergreifen."

"Gleich Ihnen, Monsigneur, sind mir Richtlinien vorgeschrieben, und es gibt Pflichten, denen ich mich nicht entziehen kann."

Die beiden Männer verabschiedeten sich kurz.

Was ich über diese Unterredung berichtet habe, verdanke ich dem Pfarrer Peyramale von Lourdes, der sie in dieser Form vom Bischof von Tarbes erfuhr. Ich trete für die absolute Genauigkeit dessen ein, was vorstehend gesagt ist.

35.

Damit aber war die Situation

zwischen dem Bischof und dem Präfekten keineswegs geklärt. Es sollte nicht lange dauern, bis die guten Beziehungen endgültig abgebrochen wurden. Das kam so:

Die Kathedrale von Tarbes besaß neben den Gebäulichkeiten der Kirche ein großes freies Gelände, das in früheren Zeiten als Friedhof für die Kanoniker der hohen Domkirche diente. Es war von dem Hof der Präfektur durch eine hohe Mauer abgegrenzt. Der Präfekt ließ diese abreißen und berief sich dabei auf eine angebliche Genehmigung des Bischofs. Er bemächtigte sich des kirchlichen Besitzes und erbaute dort Stallungen. Proteste wurden von allen Seiten gegen dieses Vorgehen erhoben und der Bischof erinnerte ihn sowohl an die Respektierung fremden Eigentums als auch an das, was sich in einem solchen Falle schicke. Als der Präfekt seinen Plan weiterführte, ließ der Bischof ihm ein Schreiben zukommen, worin er gegebenenfalls ein gerichtliches Vorgehen androhte. Das kümmerte den Präfekten nicht.

Bekannt als sachlicher Mann wollte Bischof Laurence einen Prozeß vor dem öffentlichen Gericht vermeiden. Er wandte sich deshalb an den Kultusminister und bat diesen, die Rolle des Schiedsrichters zuübernehmen. Der Minister erkannte das Recht des Bischofs an. Aber die bereits errichteten Bauten blieben auf dem Grundstück stehen. Es wurde nur entschieden, daß sie einem anderen Zweck zuzuführen seien. Also wurden die Büros der Präfekur dort eingerichtet.

Von diesem Zeitpunkt an bekam der Präfekt den Bischof nicht mehr zu Gesicht.

Am 4. Mai erschien der Präfekt in Lourdes. Er benahm sich sehr eigenartig und nahm die Inspektion nervös und verbissen vor. Offensichtlich beschäftigten ihn ganz andere Dinge, als seine Amtspflichten in Lourdes an diesem Tage. Dem Polizeikommissar gab er Anweisung, die Bürgermeister des Kantons sofort zusammenzurufen. Nachdem diese im Rathaus versammelt waren, hielt er dem Sinne nach folgende Ansprache, die noch am selben Abend in Lourdes bekannt wurde:

"Meine Herren, Sie wissen von der Aufregung, die in der ganzen Gegend herrscht wegen der angeblichen übernatürlichen Erscheinungen in der Nähe von Lourdes. Zum großen Bedauern aller vernüftigen Menschen sieht man täglich Scharen fanatischer Pilger an die sogenannte Grotte laufen, um einem götzendienerischen Tun zu huldigen. Das disziplinlose Hinlaufen und die sakrilegischen Parodien, die sich dort vollziehen, bilden eine Gefahr für die öffentliche Ordnung und schaden der Religion.

Meine Herren, es wird Zeit, all diesen ärgerniserregenden Kundgebungen ein Ende zu bereiten. Soweit das Gesetz mir die Mittel in die Hand gibt, habe ich bereits eingegriffen. Mir liegt daran, an den gesunden Sinn der Bevölkerung zu appellieren, deren Wohl mir am Herzen liegt.

Meine Herren, Sie sind die Vertreter der öffentlichen Gewalt in Ihren Gemeinden. In dieser Eigenschaft wende ich mich an Sie, bei der Bevölkerung in meinem Sinne einzutreten. Sagen sie Ihren Dorfbewohnern, daß die angeblichen Erscheinungen in Lourdes auf Illusionen beruhen und nur von krank haft veranlagten Menschen für wahr gehalten werden können. Wirken Sie durch Ihren Einfluß darauf hin, daß die Menschen hinfort nicht mehr zur Grotte laufen und sagen Sie ihnen, daß sie sonst nur den Aberglauben fördern.

Meine Herren, es geht darum, die Landbevölkerung von der Ansteckung zu befreien und sie wieder zur Vernunft zu bringen. Die Verwaltung erwartet, daß Sie ihr diesen Dienst leisten."

Die Dorfbürgermeister hörten sich die Rede des Präfekten an, reagierten aber nicht darauf. Dieser passive Widerstand konnte auch einem Grafen Massy nicht entgehen: plötzlich brach er ab und verabschiedete die Bürgermeister.

Nachdem der Präfekt sich bei den Bürgermeistern eine Abfuhr geholt hatte und in Zwietracht mit dem Bischof lebte, wußte er nicht mehr, wohin sich wenden. Er fühlte, daß er völlig isoliert dastand und glaubte, mit seiner Autorität auftrumpfen zu müssen.

Wie bereits früher gesagt, hatten gute Seelen einen Altar an der Grotte errichtet, der von der Bevölkerung mit Bildern und Andenken geschmückt wurde. Damit wollte er jetzt aufräumen. Er ließ den Polizeikommissar kommen und gab diesem den Befehl, die notwendigen Schritte zu unternehmen, daß alle Kultgegenstände aus der Grotte zu verschwinden hätten.

Kaum war die Anordnung des Präfekten in der Stadt bekannt geworden, als sich ein Sturm der Entrüstung erhob. Überall sah man die Menschen erbost auf den Straßen stehen.

Als der Polizeikommissar sich anschickte, Leute zu mobilisieren, um den Befehl des Präfekten auszuführen, stieß er auf unerwartete Schwierigkeiten. Auch das Angebot, jedem Helfer einen hohen Lohn zukommen zu lassen, zog nicht. Mit Verachtung wies die Bevölkerung alle Versprechen ab. Nicht einmal der Postmeister war bereit, seine Pferde für das Abfahren des Altars und der sonstigen Gegenstände von der Grotte zur Verfügung zu stellen, obwohl er wußte, daß er damit seinen Posten gefährdete. Nur bei einer alleinstehenden Frau im Armenviertel der Stadt, die immer wieder mit der Polizei in Konflikt kam, gelang es dem Kommissar, diese zu veranlassen, ihr Wägelchen zu leihen.

Unter dem Gespött der Bevölkerung von Lourdes machte sich der Polizeikommissar mit seinen Polizisten auf den Weg zur Grotte. Ihrem Treiben wurde keinerlei Hindernis in den Weg gelegt. Die wenigen Personen, die zu dieser Stunde dort beteten, protestierten nur durch ihre Tränen.

Nachdem nun der Altar und alle anderen Gegenstände im Rathaus von Lourdes geborgen waren, ließ der Bürgermeister öffentlich verkünden, die Eigentümer könnten die Sachen abholen. Als hätten sich die Arbeiterfrauen miteinander verabredet, liefen sie unverzüglich zum Rathaus, um das zurückzuholen, was der Staat sich widerrechtlich angeeignet hatte. Kaum waren sie im Besitze dieser Sachen, liefen sie zur Grotte und stellten dort alles wieder auf. Als Sühne für den Gewaltakt beleuchteten die Arbeiterfrauen am selben Abend die Grotte besonders schön.

36.

Die Quelle an der Grotte

ließ die Freidenker nicht zur Ruhe kommen. Überall wurde das Gerücht verbreitet, von einer Quelle könne keine Rede sein, es handele sich vielmehr um Wasser, das von der Schneeschmelze herrühre.

Weil nach dem 25. März eine ganze Anzahl von Menschen durch das Wasser plötzlich geheilt worden war, wurde die Verlegenheit der Gegner immer größer. Blinde, die ihre Augen mit dem Wasser der Quelle wuschen, erhielten das Augenlicht zurück, andere hörten nach langer Zeit wieder, und viele, die gebrechlich und gelähmt waren, konnten gehen.

Anfangs stand man den Heilungen ratlos gegenüber. Die Geheilten hielten es möglichst geheim, weil sie fürchteten, die Heilung sei nicht von Dauer und sie müßten später den Spott der andern über sich ergehen lassen.

Wenn auch zunächst nicht alles, was an der Grotte geschah, als Wunder angesprochen werden kann, so steht doch fest, daß zahlreiche Menschen geheilt worden sind. Diese auf natürliche Weise nicht zu erklärenden Heilungen beunruhigten die Gegner dermaßen, daß sie immer ratloser wurden.

Schließlich glaubten die maßgebenden Instanzen, sie könnten durch eine amtliche “Analyse” das ganze Kartengebäude der wundertätigen Wirkung der Quelle von Massabielle zum Schweigen bringen. Was diese “Analyse” dann zu Tage brachte, grenzte ans Lächerliche.

Das hinderte aber die Gegner nicht, triumphierend zu verkünden, jetzt sei man hinter das “Geheimnis” gekommen, und eines Tages werde es auch mit dieser Quelle so sein.

Ja, man ging so weit, im Stadtrat zu glauben, Lourdes werde durch diese Quelle einmal eine berühmte Bäderstadt, aus der die Verwaltung großen Nutzen ziehen könne.

Wahrlich, unsere Gegner sahen schon prophetisch voraus, was aus Lourdes werden sollte — nur in einer ganz anderen Weise, wie sie sich das vorstellten: in Massen strömen die Menschen heute nach Lourdes und bringen ihre Kranken mit, von denen — entgegen allen ärztlichen Voraussagen — viele wunderbar geheilt nach Hause zurückkehren.

37.

Der Präfekt von Tarbes

fühlte sich in seinem Stolz tief verletzt, daß ungeachtet aller seiner Maßnahmen das Volk immer zahlreicher zur Grotte von Massabielle pilgerte. Besonders erbost war er über die Arbeiterfrauen von Lourdes.

Er sann auf Rache und ordnete zwei oder drei Tage später an, alle Gelder aus dem Opferstock an der Grotte zu beschlagnahmen und bei der Stadtkasse zu deponieren. Die Stadtverwaltung wurde darüber hinaus angewiesen, von nun an täglich die eingehenden Opfergelder zu überwachen und sie jeden Abend zu kassieren. Zur Ehre der Stadtverwaltung von Lourdes darf gesagt werden, daß diese — es handelte sich um bescheidene Summen — alles auf Heller und Pfennig an die Bistumskasse ablieferte und das Geld für den Bau der Kapelle mitverwandt wurde.

Mit Beginn des Maimonates setzte ein wahrer Pilgerstrom zur Grotte ein. Aber auch die Hölle war nicht untätig. Sie trieb ihr Unwesen an der Grotte derart, daß der Pfarrer von Lourdes an einem Sonntag in der Predigt die Mütter aufforderte, ihre Kinder nicht mehr allein dorthin gehen zu lassen. Der Pfarrer hatte allen Grund dazu und war so streng, daß ein Meßdiener, der sich dieser Anordnung widersetzte, nicht mehr am Altare dienen durfte.

Zwei Polizisten, die in der Sonntagsmesse diese Warnung des Pfarrers anhörten streuten das Gerücht aus, es stehe nunmehr fest, daß Dechant Pyramale gegen die Erscheinungen sei. Sie machten auch dem Kommissar Jacomet davon Meldung, der unverzüglich den Präfekten benachrichtigte: es sei endlich soweit, daß selbst der Klerus von Lourdes von der Kanzel aus die Gläubigen warne.

Diese Meldung kam dem Grafen Massy sehr gelegen. Da er es aber nicht ohne weitres wagte, zu einem neuen Schlag auszuholen, wollte er zunächst abwarten, ob nicht auch der Bischof eine Erklärung abgeben werde. Als er sich enttäuscht sah und die kirchliche Behödre immer noch schwieg, glaubte der Präfekt, er müsse mit diesem "Skandal" in Lourdes nun endgültig Schluß machen.

Nun zeigte sich, wie die Vorsehung Gottes sich auch eines Mannes, wie des Präfekten von Tarbes bedient, um ihre Ziele zu erreichen. Graf Massy wollte, wie er behauptete, "diesmal ganze Arbeit" leisten. Das war für ihn nicht so einfach, weil er bei seinem ersten Einschreiten bereits einen Mißerfolg hatte. Er glaubte, bstimmt Erfolg zu haben, wenn er das bestehende Mineralwassergesetz in seinen Dienst stellte. Mineralwasserquellen sind nach dem französischen Gesetz Staatseigentum. Sobald er die erbetene Wasseranalyse eines Wissenschaftlers über das Wasser der Grotte von Massabielle in der Hand hatte, ließ er den ganzen Grottenbereich absperren. Um keine Zeit zu verlieren, gab er einer Druckerei den Plakatauftrag mit dem Verbot und der Unterschrift des Bürgermeisters von Lourdes.

Da der Bürgermeister von diesem Verbot und dem Mißbrauch seiner Unterschrift zuvor nicht unterrichtet worden war, kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen diesem und dem Grafen Massey, wobei er mit seinem Rücktritt drohte. Erst als es durch die Vermittlung von Freunden gelungen war, den Streit zu schlichten, wurde der Zwischenfall beigelegt. Der Präfekt sah sich genötigt, am Fußende des Plakates hinzuzufügen: "Gesehen und genehmigt: O. Massy, Präfekt."

Das Vorgehen des Präfekten löste einen Sturm der Entrüstung bei der Bevölkerung von Lourdes aus. Während die maßgebenden Verwaltungskreise glaubten, sich zurückhalten zu müssen, gingen die Arbeiter soweit, daß sie offen gegen den Präfekten Stellung nahmen und in einer Versammlung unter anderem die Frage stellten: "Sind wir freie Männer oder betrachtet man uns als Sklaven?" Es kam fast zu einem Aufruhr in der Stadt, und nur der Besonnenheit einflußreicher Männer war es zu verdanken, daß es nicht zu Ausschreitungen kam. Es war aber nicht zu verhindern, daß die Arbeiter der Steinbrüche für einen Tag aus Protest die Arbeit niederlegten. Die Handlungsweise des Präfekten wurde allgemein dahin beurteilt, daß er seine Kompetenzen überschritten habe, sich unbeliebt bei der Bevölkerung mache und obendrein unklug sei.

An jenem Tage, da die Steinbrucharbeiter streikten, führten sie einen Protestmarsch zur Grotte durch. Bewaffnet mit ihren schweren Zuschlaghämmern, rückten sie in zwei Reihen an. Die beiden Männer an der Spitze des Zuges stimmten die Lauretanische Litanei an, und im Chor schallte es bis in die Stadt: "Ora pro nobis!" Vor der Grotte angekommen, die inzwischen abgesperrt worden war, brachten sie hier U. L. Frau die erste öffentliche Huldigung dar. Das geschah am 10. Juni 1858..

Der Bürgermeister wollte es nicht mit der Bevölkerung von Lourdes verderben. Er suchte nach einem Ausweg, um die Angelegenheit der Grotte von Massabielle aus der Welt zu schaffen. Da es den Arbeitern nicht rasch genug ging, wiederholten die Männer ihren Protestmarsch zwischen dem 10. und 16. Juni noch zweimal. Als auch das nicht zu dem gewünsch- Erfolg führte, zogen sie am Abend des 17. Juni wiederum geschlossen mit ihren Hämmern an die Grotte. Dort zerschlugen sie schweigend die ganze Brettverschalung. Nachdem sie ihr Werk vollbracht hatten, machten sie sich wieder auf den Heimweg.

Am folgenden Morgen berichtete der Bürgermeister dem Präfekten:

". . . Heute früh um 5 Uhr begab sich der Feldhüter in den Grottenbereich und fand die ganze Absperrung zerschlagen. Die Bretter und Pfähle lagen am Ufer des Gave zerstreut. Nur das Verbotsschild stand noch. Ich ließ alles zusammentragen und werde die Absperrung von neuem anbringen lassen. Inzwischen sind Untersuchungen eingeleitet, um die Täter ausfindig zu machen. Die Grotte ist völlig isoliert. Es scheint notwendig, Herr Präfekt, die Grotte nachts zu bewachen." (Brief Nr. 130 aus der Bürgermeisterkorrespondenz des Jahres 1858.)

Der Bretterverschlag wurde also gemäß den Weisungen des Bürgermeisters wieder angebracht. Nach den Anordnungen der Präfektur war von jetzt ab der Grottenbereich nachts bewacht.

Wer geglaubt hatte, er könne die Pyrenäenarbeiter mit derartigen Dingen einschüchtern, irrte sich: zwischen dem 27. Juni und dem 5. Juli wurde die Absperrung trotz der Bewachung erneut zerschlagen, ohne daß es gelang, den Täter festzustellen.

38.

Es war also zu einem offenen Krieg

zwischen der Präfektur und den Arbeitern von Lourdes gekommen. Der Präfekt setzte sich aufs hohe Roß und wollte unter keinen Umständen vor den Arbeitern kapitulieren. Die Arbeiter aber wollten dem Präfekten zeigen, daß man ohne berechtigten Grund nicht wagen dürfe, an ihre religiösen Gefühle zu rühren.

Der alte Zustand an der Grotte wurde wieder hergestellt und der Bretterzaun vonneuem aufgerichtet. Eine Verordnung des Bürgermeisters verschärfte die Überwachungs- und Übertretungsvorschriften. Als die Steinbrucharbeiter das starrsinnige Verhalten des Präfekten feststellten, steigerte sich ihr Zorn bis zur Raserei. Sie protestierten in aller Öffentlichkeit gegen den Präfekten und riefen aus:

"Von nun an wird nicht mehr die Polizei die Grotte bewachen, sondern wir selbst werden es tun. Wehe dem, der es wagen sollte, uns daran zu hindern!"

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Der Kirche Arbeitsfeld ist die Welt, und zwar die ganze Welt. Da gibt es keine Eisernen Vorhänge, vor denen sie halt machen dürfte, noch gibt es da Länder des Hungers, der Not, der tiefststehenden Kulturlosigkeit, vor deren Kreuzen sie zurückschrecken dürfte. In alle Welt hat Christus uns gesandt mit der zweifachen Mission: Das Evangelium zu künden und die vom Evangelium gepredigte Liebe und Gerechtigkeit wirklich werden zu lassen. Der Missionar ist der Frontkämpfer auf den apostolischen Feldern der Kirche. Der Kirche Missionare zu stellen, ist das Ziel unserer Priester-Studenten-Bursen. Hier suchen wir unsere Missionspflicht zu erfüllen. Wir beten und wir opfern unsere bescheidenen Gaben. Klein sind die Gaben, doch eben das Kleine hat der Herr erwählt, Großes und Größtes zu bauen.

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$2,150.87

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen	$1,709.50

Fatima Burse

Bisher eingenommen	$8,099.35
Anna Mayer, Vancouver 16, B. C.	1.10
	$8,100.45

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask

Bücherbesprechungen

St. Winfrid Auslandbücherstube
BEUHL / RHEIN
Beethovenstraße 14, Germany

Eva Müthel, **Für dich blüht kein Baum.** Roman. 306 Seiten. Leinen DM 13.80
Ein Studentenehepaar verteilt Flugblätter gegen das Sowjetregime — man wird an die Geschwister Scholl erinnert. Hanna und Axel erhalten 25 Jahre Gefängnis, von denen sie sechs verbüßen müssen. Eva Müthel ist weit mehr als ein Roman gelungen, ein menschliches Dokument, das man mit Erschütterung, Mitleid, Zorn und Verachtung und zuletzt mit Bewunderung vor der unbezwingbaren Kraft zweier Menschen liest, die ihre Würde auch in der äußersten Erniedrigung zu bewahren wissen.

Charles Morgan, **Herausforderung an Venus.** Roman. Aus dem Englischen von H. Lindemann. 336 S., DM 13.80
Der neue Roman des berühmten englischen Schriftstellers enthält die Geschichte der Liebe eines jungen Engländers zu einer Aristokratentochter aus der Toskana. Die beiden Menschen müssen einsehen, daß der Verzicht sie erwartet, und so endet das Buch pessimistisch und auch ein wenig ironisch. Der Leser bewundert aufs neue die ausgereifte Erzählkunst Morgans.

Göran Stenius, **Die Glocken von Rom.** Roman. Aus Schwedischen von Rita Öhquist. 488 S. Leinen DM 14.80
Unter den Romanen dieses Jahres ist dieser gewiß einer der bedeutendsten. Er erzählt das Schicksal eines jungen finnischen Kunsthistorikers, der in Rom zum Glauben findet, als Geistlicher einer glänzenden diplomatischen Laufbahn entsagt und sich schließlich als Leutepriester in einem armen römischen Stadtviertel vollendet. Die Atmosphäre Roms und seiner Umgebung ist treffend eingefangen, vor allem aber ergreifen die religiöse Glut und seelische Reinheit dieses Buches, das man neben das "Schweißtuch der Veronika" von Gertrud von le Fort stellen darf.

Richard Seewald, **Die rollende Kugel.** Roman. 224 Seiten Leinen DM 12.80
Dem Maler Richard Seewald ist hier ein literarisch wie gehaltlich beachtlicher Roman gelungen. Das Buch enthält die Geschichte eines Mannes, der, einer Schein- und Traumwelt verfallen, erst im Tod seine Erfüllung findet.

August Karl Stöger, **Die Kranewittbrüder.** 480 Seiten, Leinen DM 14.50
Einer der großen, bleibenden Bauernromane unserer Zeit, unabhängig vom Schlagwort "Blut und Boden". Ernst Wiechert schrieb bei Erscheinen der ersten Auflage: "Das Buch ist im Plan wie in der Ausführung, in Menschen wie in Schicksalen ein großes und reines Buch geworden, und ich habe es mit der tiefsten Teilnahme gelesen." Stöger erzählt die dramatische Geschichte von Schuld, Haß und Versöhnung zweier verschieden gearteter Brüder.

Verlag Josef Knecht – Carolusdruckerei GmbH, Frankfurt / Main, Deutschland

Laurentius Siemer O.P.,**So sind wir Menschen.** 226 Seiten und Titelbild, Leinen DM 8.80
"Ein faszinierendes Werk! Einer der bekanntesten Rundfunk- und Fernsehprediger spricht hier zum modernen Menschen. Das Christliche wird hineingestellt in unsere Zeit, unverblümt, überzeugend, voll des Glaubens und der Liebe. Dieses Buch müßten viele lesen!"

Carl Sonnenschein, **Die frohe Botschaft heute.** Neu herausgegeben von Maria Grote. 2. Auflage, 4.–6. Tsd., 126 Seiten, gebunden. DM 3.80
". . . Diese Evangelienerklärungen sind Ermunterungen und Ermahnungen,Tröstungen und Stärkungen — deswegen so wirksam, weil sie das Evangelium auf eine originale und kühne Weise in Bild und Sprache der Moderne kleiden."